

Herausgegeben von  
Henning Steinführer  
und Gerd Steinwascher



# Geschichte und Erinnerung in Niedersachsen und Bremen

75 Erinnerungsorte



Wallstein

Henning Steinführer, Gerd Steinwascher (Hrsg.)  
75 Erinnerungsorte

VERÖFFENTLICHUNGEN  
DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR NIEDERSACHSEN  
UND BREMEN

314



# Geschichte und Erinnerung in Niedersachsen und Bremen

## 75 Erinnerungsorte

*aus Anlass der Gründung der beiden Bundesländer  
vor 75 Jahren  
im Auftrag der Historischen Kommission  
für Niedersachsen und Bremen*

Herausgegeben von Henning Steinführer  
und Gerd Steinwascher

Unter Mitwirkung von Brage Bei der Wieden, Jörn Brinkhus,  
Stefan Brüdermann, Hans-Eckard Dannenberg, Konrad Elmshäuser,  
Sabine Graf, Christine van den Heuvel, Jochen Oltmer, Arnd Reitemeier,  
Detlef Schmiechen-Ackermann, Jana Stoklasa,  
Hendrik Weingarten und Paul Weßels



WALLSTEIN VERLAG

Gefördert mit Hilfe von Forschungsmitteln des Landes Niedersachsen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2021

[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf, © SG-Image  
unter Verwendung der Abbildungen: siehe Abbildungsverzeichnis

Lithografien: SchwabScantechnik, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-3872-2

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4706-9

# Inhalt

Geschichte und Erinnerung in Niedersachsen und Bremen. 75 Erinnerungsorte <i>Von Henning Steinführer und Gerd Steinwascher.</i> . . . . .	11
Die Varusschlacht <i>Von Heidrun Derks</i> . . . . .	21
Karl der Große <i>Von Thomas Vogtherr</i> . . . . .	27
Der Sachsenhain <i>Von Justus H. Ulbricht.</i> . . . . .	33
Niederdeutsche Sprache <i>Von Ulrich Scheuermann</i> . . . . .	39
Der Rammelsberg <i>Von Johannes Großewinkelmann und Karl H. Schneider</i> . . . . .	45
Der Upstalsboom bei Aurich <i>Von Paul Weßels</i> . . . . .	51
Königslutter – Eine niedersächsische Herrschergrablege <i>Von Caspar Ehlers</i> . . . . .	57
Die Welfen <i>Von Thomas Vogtherr</i> . . . . .	63
Heinrich der Löwe <i>Von Thomas Scharff</i> . . . . .	69
Kloster Loccum <i>Von Hans Otte</i> . . . . .	75
Die Stedinger <i>Von Konrad Elmshäuser</i> . . . . .	81

Der Rattenfänger von Hameln <i>Von Hans-Jörg Uther</i> . . . . .	87
Die Weser <i>Von Arnd Reitemeier</i> . . . . .	93
Das Niedersachsenross <i>Von Brage Bei der Wieden</i> . . . . .	99
Das hannoversche Schützenfest <i>Von Karolin Quambusch</i> . . . . .	105
Einbecker Bier und schnelle Räder <i>Von Christine van den Heuvel</i> . . . . .	111
Die Große Kirche Emdens <i>Von Klaas-Dieter Voß</i> . . . . .	117
Der Bremer Roland <i>Von Jörn Brinkhus</i> . . . . .	123
Die Dynastie der Oldenburger <i>Von Gerd Steinwascher</i> . . . . .	131
Maria von Jever <i>Von Antje Sander</i> . . . . .	137
Till Eulenspiegel <i>Von Brage Bei der Wieden</i> . . . . .	143
Die Klosterkammer Hannover und die ihr verbundenen Frauenklöster <i>Von Christiane Schröder</i> . . . . .	149
Die Weserrenaissance <i>Von Thomas Schwark</i> . . . . .	155
Universität Helmstedt <i>Von Elizabeth Harding</i> . . . . .	161
»Pferdeland« Niedersachsen <i>Von Hans-Werner Niemann</i> . . . . .	167

Hollandgänger	
<i>Von Jochen Oltmer</i> . . . . .	173
Graf Anton Günther von Oldenburg	
<i>Von Gerd Steinwascher</i> . . . . .	179
Friedensstadt Osnabrück	
<i>Von Gerd Steinwascher</i> . . . . .	185
Der tausendjährige Rosenstock am Hildesheimer Dom	
<i>Von Thomas Scharf-Wrede</i> . . . . .	191
Sophie von der Pfalz	
<i>Von Christine van den Heuvel</i> . . . . .	197
Gottfried Wilhelm Leibniz	
<i>Von Gerd van den Heuvel</i> . . . . .	203
Die Schaumburger Tracht(en)	
<i>Von Lu Seegers</i> . . . . .	209
Die Personalunion	
<i>Von Arnd Reitemeier</i> . . . . .	215
Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe	
<i>Von Stefan Brüdermann</i> . . . . .	221
Lessing	
<i>Von Cord-Friedrich Berghahn</i> . . . . .	227
Justus Möser	
<i>Von Christine van den Heuvel</i> . . . . .	235
Torf und Moor	
<i>Von Michael Haverkamp</i> . . . . .	241
Die Bremer Stadtmusikanten	
<i>Von Konrad Elmshäuser</i> . . . . .	247
Landschaften als Institutionen in Niedersachsen	
<i>Von Hans-Eckhard Dannenberg</i> . . . . .	253

Der Auswandererhafen Bremerhaven <i>Von Julia Kahleyß</i> . . . . .	261
Die Waterloo-Säule in Hannover <i>Von Christine van den Heuvel</i> . . . . .	267
Die Göttinger Sieben <i>Von Jörg H. Lampe</i> . . . . .	275
Das »rote Linden« <i>Von Detlef Schmiechen-Ackermann</i> . . . . .	281
Das Braunschweiger Residenzschloss <i>Von Henning Steinführer</i> . . . . .	287
Rechtenfleth, Allmers und das <i>Marschenbuch</i> <i>Von Axel Behne</i> . . . . .	293
Die erste Erdölbohrung »der Welt« in Wietze <i>Von Oliver Werner</i> . . . . .	299
Wilhelm Busch: »Max und Moritz« <i>Von Gert Ueding</i> . . . . .	305
Wilhelmshaven – Stadt der Marine? <i>Von Gerd Steinwascher</i> . . . . .	311
Die Konsumgenossenschaft Hannover <i>Von Jana Stoklasa</i> . . . . .	317
Worpswede <i>Von Bernd Küster</i> . . . . .	323
Israelitische Gartenbauschule Ahlem <i>Von Marlis Buchholz und Hans-Dieter Schmid</i> . . . . .	329
Zuckerfabriken <i>Von Karl H. Schneider</i> . . . . .	335
Die Lüneburger Heide <i>Von Johannes Laufer</i> . . . . .	341

Der Mittellandkanal <i>Von Nadja Wischmeyer</i> . . . . .	347
Göttinger Nobelpreisträger <i>Von Holger Berwinkel</i> . . . . .	353
Das Neue Rathaus von Hannover <i>Von Cornelia Regin</i> . . . . .	359
Das »Rote Schloß« in Braunschweig <i>Von Hans-Ulrich Ludwig</i> . . . . .	365
Wilhelm Kaisen <i>Von Konrad Elmsbäuser</i> . . . . .	371
Das Niedersachsenlied <i>Von Thomas Vogtherr</i> . . . . .	377
Kardinal Clemens August Graf von Galen <i>Von Hans-Georg Aschoff</i> . . . . .	383
Der »Bremer Elefant« – ein Antikolonialdenkmal <i>Von Björn Allmendinger und Steven Heimlich</i> . . . . .	389
Die Heil- und Pflegeanstalt Wehnen <i>Von Hedwig Thelen</i> . . . . .	395
Der Bückeberg und das Reichserntedankfest <i>Von Dietmar von Reeken</i> . . . . .	401
Der Maschsee <i>Von Florian Grumbles und Karljosef Kreter</i> . . . . .	407
Wolfsburg: Die Autostadt als Roman <i>Von Michael Siems</i> . . . . .	413
Bergen-Belsen <i>Von Jens-Christian Wagner</i> . . . . .	419
Der Bunker »Valentin« <i>Von Marcus Meyer</i> . . . . .	425

Felix Nussbaum	
<i>Von Eva Berger</i> . . . . .	431
Das Lager Friedland	
<i>Von Jochen Oltmer</i> . . . . .	437
Die innerdeutsche Grenze und der Grenzübergang bei Helmstedt und Marienborn	
<i>Von Christian Hellwig</i> . . . . .	443
Hinrich Wilhelm Kopf	
<i>Von Dietmar von Reeken</i> . . . . .	449
Das Schulbuch	
<i>Von Eckhardt Fuchs</i> . . . . .	455
Ostfriesenwitz	
<i>Von Paul Weßels</i> . . . . .	461
Die Rote-Punkt-Aktion 1969 in Hannover	
<i>Von Anna Berlit-Schwigon</i> . . . . .	467
Ort der Demokratie, Ort der Erinnerung: Gorleben und der Atomausstieg	
<i>Von Jenny Hagemann</i> . . . . .	473
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren . . . . .	479
Abbildungsverzeichnis . . . . .	485
Index der Personennamen . . . . .	495
Alphabetisches Verzeichnis der Verweise . . . . .	511

# Geschichte und Erinnerung in Niedersachsen und Bremen. 75 Erinnerungsorte

VON HENNING STEINFÜHRER UND GERD STEINWASCHER

Im November 2021 bzw. im Januar 2022 begehen Niedersachsen und Bremen ihre 75-jährigen Landesjubiläen. Die Historische Kommission hat diese Jubiläen zum Anlass genommen, sich mit den unterschiedlichen Erinnerungskulturen in ihren Stifterländern zu befassen. Dies geschieht am Beispiel von 75 regionalen sowie teilweise nationalen und europäischen »Erinnerungsorten«, die einen Bezug zu Niedersachsen oder Bremen bzw. zu beiden Bundesländern aufweisen. Zugleich soll der vorliegende Band die Vielfalt und Relevanz landesgeschichtlicher Themen verdeutlichen und zur Auseinandersetzung mit ihnen einladen.

Der hier verwendete Begriff »Erinnerungsort« ist vor einigen Jahrzehnten in die Geschichtswissenschaft eingeführt worden; heute ist seine Benutzung weit verbreitet. Doch was bedeutet dieser Begriff? Und warum stehen Erinnerungsorte nicht zuletzt in Nordwestdeutschland für eine lebendige und vielfältige Erinnerungskultur?

## *Was sind Erinnerungsorte?*

Unter einem Erinnerungsort wird sich der historisch interessierte Laie eine konkrete Örtlichkeit vorstellen, ein Gebäude, ein Denkmal oder eine Fläche, auf der historisch bedeutsame Ereignisse stattfanden, wie eine diplomatische Verhandlung oder gar eine Schlacht. Erinnerungsorte können dies durchaus sein, doch ist der Begriff weiter gefasst. Er ist eine Übersetzung des französischen Begriffs »lieux de mémoire«, den Pierre Nora in den 1980er Jahren mit seinem mehrbändigen Werk zu französischen Erinnerungsorten prägte.<sup>1</sup> Diese Erinnerungsorte werden verstanden als »Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität« (Etienne François und Hagen Schulze), ob nun Orte, Gegenstände der Kunst und Literatur, Liedgut, Personen, Bräuche oder Ideen, die für eine Gruppe oder für die ganze Gesellschaft einer Region oder im nationalen sowie supranationalen Zusammenhang eine symbolische Bedeutung haben und dabei identitätsstiftend wirken. Somit kann alles auf seine Eigenschaft als Erinnerungsort befragt werden, was Gegenstand des kollektiven Erinnerns geworden ist.

Die Beschäftigung mit der Art und Weise des Erinnerns und Vergessens in einer Gesellschaft, also der Umgang mit gegenwärtigen und vergangenen sogenannten »Erinnerungskulturen«, hat seit den 1990er Jahren an Bedeutung gewonnen. Bereits in den 1920er Jahren hatte Maurice Halbwachs mit seinem Beitrag zum »kollektiven Gedächtnis« konzeptionelle Vorarbeiten für die spätere Beschäftigung mit Erinnerungskultur geleistet.<sup>2</sup> Einzelne soziale Gruppen und auch die Gesellschaft als Ganzes nutzten den Rückgriff auf die Vergangenheit, auf historische Ereignisse oder Personen, um kollektive Identitäten auszubilden und sich in der Gegenwart zu verorten. »Erinnerungsgemeinschaften« können sich ganz unterschiedlich zusammensetzen, ihre Gemeinsamkeit ist die Herausbildung und jeweilige Aktualisierung eines konstruierten Geschichts- oder Erinnerungsbildes.<sup>3</sup> Pierre Noras Erinnerungsorte befriedigten ein gesellschaftliches Erinnerungsbedürfnis. Das zunächst auf die französische Nation bezogene methodische Konzept wurde weit über Frankreich hinaus rezipiert, wobei an die Stelle des von Nora gesetzten nationalen Rahmens verschiedene, aus dem jeweiligen Kontext heraus zu bestimmende Erinnerungsgemeinschaften traten. Für den Erfolg der Erinnerungsorte spielten die wirtschaftlichen, technischen und gesellschaftlichen Umbrüche seit den 1970er Jahren eine wichtige Rolle. Mit Blick auf Deutschland seien in diesem Zusammenhang als Faktoren nur die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, die Folgen des Zusammenbruchs der kommunistischen Regime in Mittel- und Osteuropa, der erweiterte europäische Blick sowie die Vorstellung von einer sich rasant ausbreitenden Globalisierung, postkoloniale und migrationsgesellschaftliche Sichtweisen aufgezählt. Ähnliche gesellschaftliche Umbrüche führten im ausgehenden 19. Jahrhundert in Deutschland zur Heimatbewegung, in der die Menschen die Bewältigung von Zukunftsängsten durch die Hinwendung zur scheinbare »heilen Welt« vergangener Zeiten suchten.<sup>4</sup> Und es mag kein Zufall sein, dass seit den 1970er Jahren Heimatvereine boomten und unzählige Ortschroniken entstanden oder sich in Auseinandersetzung damit Geschichtswerkstätten etablierten, die sich als »Graswurzelbewegungen« einer kritischen lokalen Geschichtsschreibung verschrieben.

Was hier und schon zuvor an Vergangenheits- und damit Gegenwartsbewältigung geschah, wurde von der Forschung begleitet und analysiert. Erwähnt seien wenigstens die Arbeiten von Jan und Aleida Assmann, die zwischen einem kommunikativen Gedächtnis, das noch auf selbst Erlebtem sowie mündlich Tradiertem beruht, und einem kulturellen Gedächtnis, das allgemeine Vorstellungen über die Vergangenheit beinhaltet, unterscheiden.<sup>5</sup> Hinzuweisen ist schließlich darauf, dass etwa schon die synonyme Nutzung der Begriffe Gedächtnis und Erinnerung zu Irritationen führen kann. Erinnern, so

scheint es, ist als Begriff für das aktive, dynamische und plurale Umgehen der Menschen mit Vergangenen geeignet. Dies gilt auch für die Verwendung der Begriffe Erinnerungsort und Erinnerungskultur(en), wobei der letztere Begriff eher die Akteure und Erinnerungstechniken in den Vordergrund stellt.<sup>6</sup> An der Diskussion um das Erinnern und Vergessen sind von den Geisteswissenschaften über die Kognitions- und Hirnforschung bis zur Psychologie zahlreiche Disziplinen und Forschungsrichtungen beteiligt. Speziell in der modernen Kulturwissenschaft ist die »Erinnerungskultur« sehr präsent.

Dass in besonderer Weise die Geschichtswissenschaft von dieser Diskussion berührt wird, kann nicht verwundern, ist diese doch selbst sowohl Miterzeugerin als auch Vermittlerin kollektiven Erinnerns. Dazu ist sie nicht zuletzt durch ihre quellenkritischen Methoden befähigt, auf deren Grundlage historische Forschung seit langem betrieben und Geschichte geschrieben wird. Chronikalische Quellen, aus denen die Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit erschlossen wird, wurden verfasst, um dem Vergessen vorzubeugen und das Erinnern zu steuern. Genealogien deutscher Adelsgeschlechter, die in ihrer Herleitung auf Rom und Troja weisen, dokumentieren dies ebenso wie Gedächtnisfeiern in der Frühen Neuzeit zu Jubiläen von Herrscherdynastien, zur Reformation oder zum Westfälischen Frieden. Und auch die jüngere Geschichtsschreibung wird danach beurteilt, in welcher Zeit sie entstanden ist und welche Interessen ihre Verfasserinnen und Verfasser verfolgten.

»Erinnerungskulturen« sind also längst prominente Gegenstände historischer Forschung. Dem Beispiel Noras für Frankreich stehen mittlerweile nicht wenige Werke für Deutschland und seine Bundesländer gegenüber,<sup>7</sup> an Universitäten wurden Forschungsprojekte zu Erinnerungskulturen initiiert.<sup>8</sup> Und kaum eine große historische Ausstellung wird heute auf eine Rezeptionsgeschichte des Ausstellungsthemas verzichten. Zugleich hat sich auf nationaler wie internationaler Ebene eine lebhaftete Debatte um die Erinnerungsorte als Forschungsparadigma entwickelt, die längst noch nicht zu Ende ist.<sup>9</sup> Der vorliegende Band hat nicht den Anspruch, hier eigene Akzente zu setzen. Er bedient sich vielmehr der eingeführten Begrifflichkeit der »Erinnerungsorte«, um anhand ausgewählter prominenter wie weniger prominenter Beispiele die Vielfältigkeit der historischen Erinnerung in Niedersachsen und Bremen anschaulich werden zu lassen. Ebenso wenig kann die intensive Forschungsdiskussion über das Thema »Erinnerungsorte« an dieser Stelle referiert werden. Stattdessen sollen drei Aspekte herausgegriffen werden, die für die Lektüre der nachfolgend vorgestellten 75 Erinnerungsorte aufschlussreich sein mögen:

– Ob ein historisches Ereignis, ein Bauwerk, eine Persönlich-

keit oder eine Idee Erinnerungsort wird oder bleibt, ist letztlich die Leistung der Menschen, die zum aktiven Erinnern bereit sind. In der Regel ist dies ein generationenübergreifender Prozess, der von den Akteuren bewusst angestoßen und betrieben werden kann. In jedem Fall ist er aber das Ergebnis einer gesellschaftlichen Aushandlung über das eigene Selbstverständnis.

- Erinnerungsorte werden ständig neu ins Bewusstsein gerufen, über sie wird gestritten, sie werden unterschiedlich interpretiert, wodurch sich ihre Bedeutung verändert; sie werden positiv wie negativ erinnert, sie können aber auch in Vergessenheit geraten (was ihre Behandlung nicht weniger interessant macht), aktiv verdrängt oder wiederbelebt werden.
- Erinnerungsorte geben Auskunft über die Erinnerungskultur einer Gesellschaft. Sie informieren über eine veränderte Wahrnehmung und Wertung von historischen Ereignissen und Entwicklungen in unterschiedlichen Erinnerungsgemeinschaften.

Die nachfolgende Vorstellung einer Auswahl von niedersächsisch-bremischen Erinnerungsorten eröffnet den Leserinnen und Lesern dieses Buches die Möglichkeit, die Gegenwart beider Bundesländer und den Umgang mit ihrer Geschichte besser zu verstehen und einzuordnen.

### *Bremen und Niedersachsen – zwei Bundesländer mit vielfältigen Erinnerungskulturen*

Sind nun die beiden Jubilare, die Bundesländer Bremen und Niedersachsen, nach 75 Jahren inzwischen selbst Erinnerungsorte? Man wird sich schwer damit tun, Bundesländer, zumal wenn sie nach dem Zweiten Weltkrieg neu und auch noch aus zuvor selbstständigen Ländern zusammengesetzt wurden, in ihrer staatlichen Form als Erinnerungsorte zu charakterisieren. In Bremen scheint die Sache einfach. Der am 21. Januar 1947 durch die Proklamation No. 3 der Militärregierung im amerikanischen Kontrollgebiet gegründete Zweistädtestaat führte die zunächst um heute niedersächsische Landkreise erweiterte US-Enklave Bremen weitgehend auf den territorialen Vorkriegsstand zurück, um bewusst an die Kontinuität der Stadtrepublik anzuschließen. »Bremen reichsunmittelbar« hatte schon im Oktober 1946 erleichtert der *Weser-Kurier* getitelt, auch wenn dies natürlich ein vielsagender Anachronismus war. In Bremen blickt man auf eine lange reichs- und hansestädtische Vergangenheit zurück, hier verweist der Name »Freie Hansestadt« auf die Vorstellung von einer besonderen Geschichte, die

selbstverständlich eine Identifikation der Bremerinnen und Bremer mit ihrem Heimatort und Stadtstaat begünstigt. Doch war das, was heute selbstverständlich erscheinen mag, nach dem Zweiten Weltkrieg keineswegs zwangsläufig. Sowohl die englische Besatzungsmacht als auch die junge hannoversche Landesregierung konnten sich Bremen gut als Teil Niedersachsens vorstellen, zumal mit Wesermünde eine große ehemals preußische Kommune Bremerhaven zugeschlagen wurde. Dass die Länder dann doch benachbart, aber nicht vereint in die föderale Nachkriegsordnung gingen, ist neben dem Widerstand Bremens auch den Eigeninteressen der US-Besatzungsmacht zuzuschreiben, die Bremens Bürgermeister Wilhelm Kaisen geschickt zu nutzen wusste.<sup>10</sup>

Dagegen ist das Land Niedersachsen 1946 aus unterschiedlichen historischen Landschaften erwachsen, die selbst bereits Ergebnis des Zusammenschlusses historischer Entitäten waren. Die Länder Braunschweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe wurden mit dem kurz zuvor aus der preußischen Provinz entstandenen Land Hannover vereint. Dies geschah nicht durch einen einvernehmlichen Zusammenschluss der betroffenen Regionen, sondern auf Befehl der britischen Militärregierung. Zwar gab es schon vor 1946 Pläne für die Schaffung eines größeren Staatsgebildes im Norden Deutschlands, in denen bereits der Name Niedersachsen eine Rolle spielte, aber Einigkeit konnte darüber nicht hergestellt werden. Die Bezeichnung Niedersachsen, die an das alte Herzogtum Sachsen erinnert, dessen Name mit dem Herzogstitel einst elbaufwärts wanderte, wurde in der Frühen Neuzeit für einen Reichskreis genutzt, der keineswegs räumlich mit dem heutigen Bundesland Niedersachsen übereinstimmte. Im 19. Jahrhundert wurde die Bezeichnung nicht zuletzt von Historikern aufgegriffen, die damit einen kulturell einheitlichen Raum im Norden Deutschlands abzustecken suchten. Genutzt wurde er auch von der Heimatbewegung, die 1895 begründete Zeitschrift *Niedersachsen* oder der 1901 ins Leben gerufene »Heimatbund Niedersachsen« erinnern hieran.<sup>11</sup>

Die vorläufige niedersächsische Verfassung von 1951 nahm auf die Vorgeschichte der Landesgründung mit einem Traditionsparagrafen Rücksicht, den auch die Verfassung von 1993 übernahm.<sup>12</sup> Zwar wurden hierdurch die historischen Belange der ehemals selbstständigen Länder Braunschweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe unter Schutz gestellt, dennoch blieb die Bildung des Landes in Oldenburg und Schaumburg-Lippe lange umstritten. Noch im Januar 1975 erreichten bei Volksentscheiden die Gegner Niedersachsens in Schaumburg-Lippe und Oldenburg die notwendigen Stimmen für ein Quorum zur Rückgliederung der ehemaligen Länder aus dem neuen Bundesland. Dazu kam es nicht, da der Bundestag diese Neugliede-

rungsziele ablehnte; viele Abstimmende in Oldenburg und Schaumburg-Lippe hatten auch weniger das Bundesland im Visier, sondern den Umgang mit dem ehemaligen Landesvermögen (Schaumburg-Lippe) bzw. die zuvor durchgesetzte Gebietsreform (Oldenburg).<sup>13</sup> Solche Vorbehalte und lokalen Gegenbewegungen verzögerten zunächst die Etablierung eines gemeinsamen Niedersachsenbewusstseins.

Entsprechend bescheiden fielen die Landesjubiläen aus. Als 1956 im Niedersächsischen Landtag in einem Staatsakt der Landesgründung gedacht wurde, durfte der damalige Vorsitzende der Historischen Kommission, Georg Schnath, den Festvortrag halten. Schnath, seit den späten 1920er Jahren ein Vorkämpfer für ein Land Niedersachsen, kam zu dem für ihn wenig überraschenden Ergebnis, dass die Landesgründung eigentlich der Schlusspunkt eines historischen Prozesses war, die sich bereits vor 1933 angebahnt habe.<sup>14</sup> 40 Jahre später war es der Politologe und Schriftsteller Christian Graf von Krockow aus Oldenburg, der im Landtag in Hannover die Festansprache hielt. Er betonte, selbst aus Pommern stammend, die Integrationsleistung, die Niedersachsen für die Flüchtlinge und Vertriebenen vollbracht hatte, und führte in einer launigen Rede durch das so unterschiedlich geprägte Land.<sup>15</sup> Es war aber wiederum einem Vorsitzenden der Historischen Kommission, Thomas Vogtherr, vorbehalten, zehn Jahre später, auf einer erheblich größer angelegten Festveranstaltung in Hannover die von Schnath 50 Jahre zuvor vermittelten Inhalte zu dekonstruieren und als Stärke des Landes Niedersachsen auf dessen Vielfalt an regionalen historischen Identitäten zu verweisen.<sup>16</sup>

Hieran knüpft der vorliegende Band zu Erinnerungsorten in Bremen und Niedersachsen an. Dabei geht es sowohl um Erinnerungsorte, die ihren Bezugspunkt vor den Landesgründungen haben, als auch um solche jüngeren Ursprungs. Zahlreicher aber finden wir im deutschen Nordwesten Erinnerungsorte, die auf ältere Bezüge verweisen und eine regional begrenzte Wirkung entfalten. Maria von Jever kennt fast jeder im Jeverland, aber nicht im Eichsfeld, mit dem Westfälischen Frieden von 1648 wird in Osnabrück jeder wenigstens einmal im Leben konfrontiert, der in dieser Stadt zur Schule geht, keineswegs aber in der Wesermarsch. Christoph Bernhard von Galen ist jedem gläubigen Katholiken im Oldenburger Münsterland ein Begriff, aber nicht unbedingt einem Protestanten im Landkreis Celle. Gleichzeitig hat sich um manche, scheinbar nur örtlich relevante Erinnerungsorte eine Erinnerungspraxis ausgebildet, die weit über Niedersachsen und Bremen hinausweist: »Westphalian sovereignty« ist zu einem stehenden Terminus des internationalen Rechts geworden, der an seine Ursprünge 1648 erinnert. Die Erinnerung an von Galen hat eine nationale Dimension, auch im Diaspora-Katholizismus jenseits Nordwestdeutsch-

lands. Und die am Bunker Valentin sowie an anderen Gedenkortern von den überlebenden Opfern der Entrechtungs-, Verfolgungs- und Vernichtungspolitik des NS-Staats und mittlerweile ihren Nachkommen praktizierte Erinnerungskultur ist transnational verankert.

### *Die Konzeption des Projekts*

Der Anstoß für ein niedersächsisch-bremisches Projekt zu Erinnerungsorten unter dem Dach der Historischen Kommission geht auf eine Initiative des Arbeitskreises Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts aus dem Jahr 2015 zurück. Über eine Umfrage wurde eine Anzahl von Erinnerungsorten ermittelt und in der Folge zwei Arbeitstagen abgehalten. Den hier formulierten Ansatz haben Vorstand und Ausschuss der Kommission aufgenommen und zu einem Projekt anlässlich der 75-jährigen Landesjubiläen weiterentwickelt. Einem Aufruf des Vorstandes folgend, fand sich eine aus Mitgliedern der Kommission bestehende Arbeitsgruppe zusammen, die das Projekt innerhalb von zwei Jahren vorangetrieben und zu einem erfolgreichen Abschluss geführt hat. Die Mitglieder der Arbeitsgruppe waren: Brage Bei der Wieden, Jörn Brinkhus, Stefan Brüdermann, Hans-Eckard Dannenberg, Konrad Elmshäuser, Sabine Graf, Christine van den Heuvel, Jochen Oltmer, Arnd Reitemeier, Detlef Schmiechen-Ackermann, Henning Steinführer, Gerd Steinwascher, Jana Stoklasa, Hendrik Weingarten und Paul Weßels. Zahlreiche Autorinnen und Autoren, darunter sowohl renommierte Historikerinnen und Historiker als auch Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, haben bereitwillig Beiträge aus ihren jeweiligen Forschungsgebieten für diesen thematisch vielfältigen Band beigesteuert. Die Kommission ist ihnen dafür zu großem Dank verpflichtet.

Eine besondere Herausforderung stellte ohne jeden Zweifel die Auswahl der zu behandelnden Erinnerungsorte dar, die zeitlich, räumlich und thematisch niemals abschließend sein kann. Es kam vielmehr darauf an, eine Anzahl von Erinnerungsorten zusammenzustellen, die geeignet sind, wesentliche Merkmale und Eigenheiten der niedersächsisch-bremischen Landesgeschichte paradigmatisch abzubilden.

Bei der Auswahl wurden zunächst die oben erwähnten Umfrageergebnisse des Arbeitskreises berücksichtigt, bei der Vervollständigung der Liste dann aber auch darauf geachtet, eine regional, zeitlich und inhaltlich möglichst ausgewogene Verteilung zu gewährleisten. Die deutsche und eben auch niedersächsisch-bremische Erinnerungskultur ist nachhaltig von dem Gedenken an die Verbrechen der Nationalsozialisten geprägt. Hierauf wurde in angemessener Form Rücksicht genommen. Dafür stehen u.a. die Beiträge zu dem ehemaligen Kon-

zentrationslager Bergen-Belsen, dem Bunker Valentin in Bremen, der Jüdischen Gartenbauschule Ahlem, der Alten Pathologie Wehnen sowie zu dem Maler Felix Nussbaum. Auch der Streit um die Benennung von Straßen und Plätzen, etwa in Hannover im Falle von Heinrich Wilhelm Kopf, oder die Akzeptanz von Denkmälern beschäftigen seit geraumer Zeit die Öffentlichkeit. So ist das Elefantenstandbild in Bremen ein instruktives Beispiel für die aktive Umgestaltung und Neudeutung eines Denkmals in postkolonialer Zeit. Dass viele der ausgewählten Erinnerungsorte in Beziehung zueinander stehen, wird an den Verweisen im Text deutlich, die über ein Verzeichnis am Ende des Bandes leicht nachschlagbar werden.

Die im vorliegenden Band vorgestellten Erinnerungsorte eignen sich in besonderer Weise, um die vielfältigen Formen des Erinnerens zu dokumentieren. So diente der Roland in Bremen je nach Epoche und den beteiligten Akteuren ganz unterschiedlichen Erinnerungszwecken. Der Streit um die Aufstellung eines Reiterdenkmals für Graf Anton Günther von Oldenburg entzweite noch vor wenigen Jahren die regionale Öffentlichkeit. Es gibt aber auch historische Tatbestände, die ohne Frage von Bedeutung für die Geschichte des Untersuchungsgebietes sind, um die sich aber keine Erinnerungskultur gebildet hat. Nicht immer also wird es gelingen, in einem Beitrag die Frage zu beantworten, wie und warum ein Erinnerungsort in bestimmter und zuweilen sehr unterschiedlicher Weise erinnert wurde und wird. Zudem gibt es vergessene Erinnerungsorte: Hierzu gehört etwa die Dynastie der Oldenburger, die in der Frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert für die europäische Geschichte von Bedeutung war, an die aber aus nachvollziehbaren Gründen in Skandinavien, Russland und Griechenland nicht gerne erinnert wird.

Dass genau 75 Erinnerungsorte porträtiert werden, ist an den Landesjubiläen orientiert und nicht inhaltlich begründet. Auch wird die hier präsentierte Auswahl nicht jeder Region, jeder Epoche und schon gar nicht jedem denkbaren Thema gerecht. Deshalb soll das Projekt nach den Jubiläumsjahren im Internet fortgesetzt und die Möglichkeit geschaffen werden, weitere Erinnerungsorte aus Niedersachsen und Bremen zu ergänzen. Mit dem vorliegenden Band möchte die Historische Kommission zum einen die Vielfalt der Gegenstände der Landesgeschichte aufzeigen, an die unterschiedliche und wandelbare Erinnerungen geknüpft sind. Zum anderen soll durch die Offenlegung der mit diesen Gegenständen verknüpften Erinnerungsdiskurse historisches Denken gefördert werden. Angesichts der zahlreichen geschichtspolitischen Debatten der Gegenwart ist dies sicher kein unwichtiges Anliegen.

## Anmerkungen

- 1 Pierre NORA (Hrsg.), *Les lieux de mémoire*, 3 Bde., Paris 1984-1992. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass der von Nora verwendete Begriff »lieu« wohl eher im Sinne von »Gemeinplatz« zu verstehen ist, was durch das deutsche »Ort« nur bedingt zum Ausdruck kommt.
- 2 Maurice HALBWACHS, *Das kollektive Gedächtnis*, Frankfurt a.M. 1991.
- 3 Dazu Aby WARBURG, *Der Bildatlas Mnemosyne*, hrsg. von Martin WARNE unter Mitarbeit von Claudia BRINK, Berlin 2000.
- 4 Vgl. Werner HARTUNG, *Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität. Am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung 1895-1919*, Hannover 1991.
- 5 Aleida ASSMANN, *Erinnerungsräume, Formen und Wandlungen des kollektiven Gedächtnisses*, München 1999; Jan ASSMANN, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992.
- 6 Astrid ERLI, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, Stuttgart/Weimar 2011.
- 7 Vgl. u.a. Etienne FRANÇOIS/Hagen SCHULZE (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., München 2001; Martin SABROW, *Erinnerungsorte der DDR*, München 2009; Mareike WITKOWSKI (Hrsg.), *Oldenburger Erinnerungsorte. Vom Schloss bis zur Hölle des Nordens, von Anton Günther bis Horst Janssen*, Oldenburg 2012; Reinhold WEBER (Hrsg.), *Baden-württembergische Erinnerungsorte*, Stuttgart 2012; Lena KRULL (Hrsg.), *Westfälische Erinnerungsorte*, Paderborn 2018; Stefan BERGER u.a. (Hrsg.), *Zeit-Räume Ruhr. Erinnerungsorte des Ruhrgebiets*, Essen 2019.
- 8 Dies gilt etwa für die Universität Hannover, wo seit 2016 das Forschungsverbundprojekt »Cultural Heritage als Ressource? Konkurrierende Konstruktionen, strategische Nutzungen und multiple Aneignungen kulturellen Erbes im 21. Jahrhundert« durchgeführt wird (<https://www.cher.uni-hannover.de/> - letzter Zugriff 20.10.2020).
- 9 Für einen kurzen Überblick vgl.: Cornelia SIEBECK, *Erinnerungsorte, Lieux de Mémoire*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 2. 3. 2017 [http://docupedia.de/zg/Siebeck\\_erinnerungsorte\\_v1\\_de\\_2017](http://docupedia.de/zg/Siebeck_erinnerungsorte_v1_de_2017), DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok,2,784.v1>.
- 10 Vgl. Konrad ELSMÄUSER (Hrsg.), *Der Stadtstaat – Bremen als Paradigma. Geschichte – Gegenwart – Perspektiven*, Bremen 2005.
- 11 Vgl. Dietmar VON REEKEN, *Die Gründung des Landes Niedersachsen und die Regierung Kopf (1945-1955)*, in: *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 5: *Von der Weimarer Republik bis zur Wiedervereinigung*, hrsg. von Gerd STEINWASCHER in Zusammenarbeit mit Detlef SCHMIECHEN-ACKERMANN und Karl-Heinz SCHNEIDER, Hannover 2010, S. 625-681, hier S. 644ff.
- 12 Christine VAN DEN HEUVEL, *Die Niedersächsische Verfassung. Ende eines Provisoriums*, in: Christine VAN DEN HEUVEL u.a., *Geschichte Niedersachsens in 111 Dokumenten*, Göttingen 2016, S. 452-455.
- 13 Hendrik WEINGARTEN, *Ein Bundesland mit 80.000 Einwohnern? Volksent-*

scheide zur Unabhängigkeit Oldenburgs und Schaumburg-Lippes, in: VAN DEN HEUVEL, 111 Dokumente, wie Anm. 12, S. 412-415.

14 Der Vortrag ist abgedruckt in: Niedersächsische Landeszentrale für Heimatdienst, Zehn Jahre Niedersachsen. Staatsakt zum Jubiläum des Landes 1956, [Hannover 1956], S. 7-19.

15 Abdruck der Rede im Heft 27 der Schriftenreihe des Niedersächsischen Landtags: 50 Jahre Niedersachsen, [Hannover] 1996, S. 14-25.

16 Vgl. dazu Thomas VOGTHERR, Vortrag zum 60jährigen Jubiläum des Bundeslandes Niedersachsen, in: Henning STEINFÜHRER (Hrsg.), Für die Landesgeschichte. Beiträge aus Anlass der Übergabe der Festschrift für Thomas Vogtherr, Göttingen 2021, S. 77-87. Das Niedersächsische Landesarchiv erarbeitete zum Landesjubiläum eine Wanderausstellung, in der die regionalen Identitäten des Bundeslandes allerdings keine konzeptionelle Rolle spielten, vgl. Niedersächsisches Landesarchiv (Hrsg.), Alles war, alles wird. Alles Gute: Niedersachsen, [Hannover 2006].



## Die Varusschlacht

VON HEIDRUN DERKS

*Die Berge waren von Schluchten durchzogen und die Bäume standen dicht und hoch gewachsen, sodass die Römer schon vor dem feindlichen Angriff mit dem Fällen der Bäume, dem Bau von Wegen und Brücken große Mühe hatten. Überdies trennten Sturm und starke Regenfälle die Marschierenden voneinander. Der Boden um die Wurzeln und Stämme wurde schlüpfrig, jeder Schritt zur Gefahr und die abbrechenden und herabstürzenden Baumkronen verschlimmerten das Durcheinander. Während die Römer sich in einer derart verzweifelten Lage befanden, kamen die Barbaren, die ja alle Schleichwege kannten, aus den dichten Wäldern hervor und umzingelten sie – mit diesen Worten stimmte der antike Geschichtsschreiber Cassius Dio im 3. Jh. n. Chr. die Leser auf die Ereignisse ein, die als Varusschlacht in die Geschichte eingehen sollten. Alles hatte sich im Jahre 9 n. Chr. gegen die römischen Legionen verbündet – die Landschaft, das Wetter und natürlich die Germanen. In mehrtägigen Gefechten, die sich laut Cassius Dio über mehrere Orte erstreckten, verlor die römische Armee die 17., 18. und 19. Legion. Ihr Anführer, der Statthalter Publius Quinctilius Varus beging Selbstmord. Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder, soll Kaiser Augustus gerufen haben, als ihn die*

*Abb. 1:  
Der von Mike Guyer und Annette Gigon entworfene Museumsbau wurde im Jahr 2002 eröffnet.*

Nachricht vom Untergang der drei Legionen in Germanien erreichte. Seit etwa 30 Jahren versuchte Rom die Region rechts des Rheins bis zur Elbe zu bezwingen. Eigentlich wählte man sich am Ziel. Diese Niederlage hatte niemand erwartet. Doch noch gab sich Rom nicht geschlagen. Erst nach weiteren verlustreichen Schlachten zog sich das Imperium sechs Jahre später aus Norddeutschland zurück.

Der Text von Cassius Dio gilt heute als die verlässlichste Quelle zur Varusschlacht. Was sich so detailreich liest, ist allerdings kein Augenzeugenbericht. Über 200 Jahre waren vergangen, sodass Cassius Dio wohl auf heute unbekannte Werke anderer antiker Autoren sowie Senatsakten zurückgriff, um, wie er selbst bekundete, eine detaillierte und angemessene Beschreibung verfassen zu können. Doch auch er wollte seine Leser fesseln, denn dies war, Marcus Quintilian, einem bedeutenden Rhetoriker jener Zeit, zufolge, Ziel historischer Abhandlungen: *Es ist nämlich die Geschichtsschreibung der Dichtung am nächsten, gewissermaßen ein Gedicht ohne Verse; sie wird zum Erzählen verfasst, nicht zum Beweisen und alles, was in ihr dargestellt wird, gilt nicht der Rüstung zur Tat und einem gegenwärtigen Kampfgeschehen, sondern der Erinnerung der Nachwelt und dem Ruhm des begabten Erzählers.* Das Ergebnis war also Prosa, kein Protokoll. Doch wer hätte ahnen können, dass die antiken Texte 2.000 Jahre später auf Erkenntnis abgeklopft werden würden und ausgerechnet die Frage nach dem Ort der Varusschlacht solche Brisanz erhalten würde?

Im Laufe der Jahrhunderte geriet die fatale Niederlage der Römer in den norddeutschen Sümpfen fast vollständig in Vergessenheit. Dabei lagen viele antike Texte sorgfältig kopiert, allerdings kaum gelesen, in den Bibliotheken. Ab dem 15. Jahrhundert wurden sie (wieder-) entdeckt und rasch veröffentlicht: 1471 der Abriss der Geschichte nach Titus Livius von Lucius Annaeus Florus, 1515 die Annalen des Publius Cornelius Tacitus, 1517 die Römische Geschichte des Velleius Paterculus, 1520 die Kaiserbiographien von Gaius Suetonius Tranquillus und 1548 die Römische Geschichte des Cassius Dio Cocceianus. Diese Schriften zeichneten ein unbekanntes Bild der Vergangenheit. Anstelle ungehobelter und verlauster Germanen traten dem Leser hier tapfere Kämpfer entgegen, die die ruhmreiche Armee des römischen Imperiums besiegten und von einem Mann angeführt wurden, Arminius dem Cherusker, den selbst die römischen Autoren Paterculus und Tacitus priesen, als *rasch im Denken, als einen beweglicheren Geist als die Barbaren gewöhnlich sind* und als *unbestrittenen Befreier Germaniens*, der das Imperium auf dem Höhepunkt seiner Macht herausgefordert habe. Arminius hatte die germanischen Stämme geeint und die überlegenen Römer besiegt. Damit war der Grundstein für die Arminius-Begeisterung gelegt und zugleich eine Botschaft an die



*Abb. 2:  
Die Gesichtsmaske  
eines römischen  
Reiterhelmes wurde  
im Januar 1990  
entdeckt und war  
ursprünglich mit  
einem Silberblech  
belegt.*

Nachwelt formuliert, die sich in den nächsten Jahrhunderten zu einem wegweisenden und wirkmächtigen Propagandainstrument entwickeln sollte: Einigkeit macht stark, und Stärke macht frei! – beides war im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation »Mangelware«. Doch Arminius führte vor Augen, dass man selbst gegen übermächtige Gegner eine Chance hatte, wenn man sich (ver-)einigte. Fortan wurde mit Verweis auf die Varusschlacht angeprangert, angespornt, motiviert, mobilisiert und gemahnt. Maler, Dichter, Komponisten setzten den Sieg des Arminius in Szene und sorgten so für dessen steigende Bekanntheit. Historische Details und Fakten waren nebensächlich. Hauptsache, das Werk gefiel und die Botschaft kam an. Auch die Umbenennung von Arminius erwies sich als kluger Schachzug – als »Hermann« wurde der strahlende Held nun vollends »einer von uns«.

Die Varusschlacht »entwuchs« der Antike und wurde zum Argument im laufenden politischen Diskurs. War dieser im 17. und 18. Jahrhundert hierzulande maßgeblich geprägt durch die Suche nach Sinn und Identität, so nahm er unter dem Eindruck der napoleonischen Eroberung und der Einigungskriege im Verlauf des 19. Jahr-

hundreds nationalistische und aggressive Töne an. Die Errichtung des Hermannsdenkmals bei Detmold markierte 1875 den Höhepunkt der Euphorie: Die Varusschlacht wurde zum Gründungsmythos des 1871 in Versailles gegründeten Deutschen Reichs. Arminius war ein nationaler Held geworden.

Schon wenig später begannen seine Strahlkraft und die einigende, identitätsstiftende Wirkmächtigkeit des Mythos zu verblassen. Doch kurz vor dem Ersten Weltkrieg kehrte die Varusschlacht in die politische Agitation zurück, erneut als patriotisches, gegen den ›Erbfeind‹ Frankreich gerichtetes Thema. Hierzu diente v.a. die Wiederaufnahme von Heinrich von Kleists Drama *Hermannsschlacht*, das, ab 1933 von der NS-Propaganda mit antisemitischen und rassistischen Hassdiskursen versetzt, in zahlreichen Aufführungen Erfolge feierte. Jedoch rückte mit der Wahl Adolf Hitlers zum Reichskanzler Arminius ideologisch auf einen Nebenschauplatz. Selbst der Antrag des Städtischen Verkehrsamtes in Detmold, das Hermannsdenkmal zur nationalen Wallfahrtsstätte zu erklären, wurde vom Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda im Mai 1933 kurzerhand abgelehnt. Deutschland hatte einen Führer, ein zweiter wurde nicht gebraucht.

Während die Varusschlacht zur Schicksalsschlacht der deutschen Geschichte avancierte, interessierte das historische Ereignis selbst nur in einer Hinsicht: Wo hatte sich die Schlacht ereignet? Die antiken Quellen lieferten hierzu keine Antwort, und der von Tacitus genannte *saltus teutoburgiensis* ließ sich bis heute nicht lokalisieren. Im 17. Jahrhundert lösten findige Zeitgenossen das Problem auf ihre Art und benannten den Osning in Teutoburger Wald um. Damit war der Ort der Schlacht zwar nicht gefunden, der Suchraum aber deutlich kleiner. Nach der Errichtung des Hermannsdenkmals bei Detmold war für die meisten die Frage geklärt: Hier hatten die Germanen ihren Sieger errungen! Längst war in Vergessenheit geraten, wie der Teutoburger Wald zu seinem Namen gekommen war. Die Suche nach dem Ort der Varusschlacht entwickelte sich ab dem 19. Jahrhundert zu einer Art Breitensport, begleitet von erbitterten Kontroversen, die den Archäologen Friedrich Koepp zu der spöttischen Bemerkung veranlasste: *Noch immer geht der Schatten des Varus um und nimmt an den Enkeln des Arminius fürchterliche Rache*, während der Althistoriker Wilhelm Winkelmann im Jahre 1983 vermeldete: *700 Theorien – doch keine führt zum Schlachtfeld*.

Ende der 1980er Jahre entdeckte der britische Major Tony Clunn in Kalkriese bei Osnabrück römische Münzen und Schleuderbleie. Bereits 1885 hatte der Althistoriker Theodor Mommsen Kalkriese als Ort der Varusschlacht bezeichnet und sich auf die überraschend vielen römischen Münzfunde aus der Region berufen. Durchsetzen konnte er sich mit dieser Idee seinerzeit nicht. Rund 100 Jahre später



begannen nun bei Kalkriese die archäologischen Ausgrabungen. Sie erbrachten rund 6.000 römische Funde, darunter die Gesichtsmaske eines römischen Helmes, Waffen und Werkzeuge sowie hunderte römischer Münzen, deren Prägungen den Fundplatz in die Jahre ab 7 n. Chr. rücken.

In den 1990er Jahren entwickelten sich die Ausgrabungen zu einem vielbeachteten Forschungsprojekt. Das direkt am Ausgrabungsort errichtete Museum präsentiert seit 2002 die Forschungsergebnisse, zieht damit alljährlich an die 80.000 Besucher nach Kalkriese.

Das innovative Konzept wurde 2004 mit dem European Union Prize for Cultural Heritage, dem Europa Nostra Award ausgezeichnet. An die Stelle von Heroisierung und Pathos sind Forschung und Wissenschaft, Bildung und Vermittlung getreten. Das Ereignis selbst gilt heute als ein frühes Beispiel für asymmetrische Kriegsführung, also eine Kampfhandlung, in der ein Gegner dem anderen sowohl technisch als auch zahlenmäßig derart unterlegen ist, dass er im Grunde keine Chance hat, aber diese Defizite durch geschicktes Agieren auszugleichen versteht.

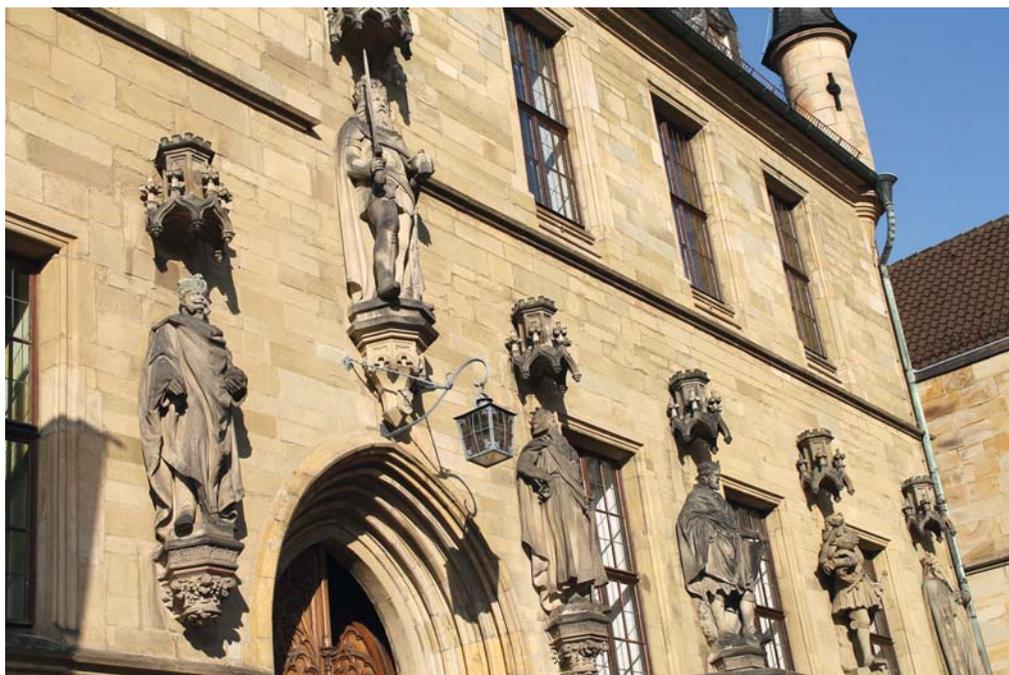
Mit Beginn der Ausgrabungen in Kalkriese rückte zugleich eine Region ins Blickfeld, die in der Römerforschung bis dahin wenig Beachtung gefunden hatte: Niedersachsen. Zwar wusste man, dass das Gebiet des heutigen Niedersachsens von 12 v. Chr.–16 n. Chr. Operationsgebiet der römischen Armee gewesen sein musste, doch die

*Abb. 3:  
Ausblick vom Turm  
des Museums in  
Kalkriese über die  
Landschaft.*

Belege fehlten. So sorgte die Erforschung des römischen Stützpunktes bei Hedemünden in der Nähe Göttingens ab 1998 für neue Schlagzeilen. Dieser verkehrsgünstig gelegene Außenposten diente von 11 bis 7 v. Chr. wohl als Umschlagplatz für die Versorgung der römischen Legionen. Aufsehenerregend war auch die Entdeckung eines römischen Marschlagers aus der Zeit um 1 bis 5 n. Chr. bei Wilkenburg nahe Hannover. 2008 gelang schließlich sogar die Lokalisation eines weiteren antiken Schlachtfeldes am Harzhorn bei Kalefeld. Dort lockten germanische Krieger erneut ein römisches Heer in einen Hinterhalt, doch die Römer behielten offenbar die Oberhand. Großartig gewürdigt wurde dies allerdings nicht – die Überlieferungslage ist dürftig. Demnach könnte sich dieser Überfall um 235 n. Chr. während militärischer Operationen unter Kaiser Maximinus Thrax ereignet haben. Mehr als 200 Jahre nach der Varusschlacht lag das heutige Niedersachsen noch immer im Blickfeld der Römer – und ist, wie die Funde der letzten Jahre nicht nur aus Kalkriese zeigen, weiterhin für Überraschungen gut.

### *Literatur*

- ERNST BALTRUSCH u.a. (Hrsg.), 2000 Jahre Varusschlacht. Geschichte – Archäologie – Legenden, Topoi Berlin Studies of the Ancient World, Vol. 7, Berlin/Boston 2012.
- FRIEDRICH KOEPP, Lichter und Irrlichter auf dem Weg zum Schlachtfeld des Varus, Westfalen 13 (1927), S. 49-63.
- HEIKE PÖPPELMANN u.a. (Hrsg.), Roms vergessener Feldzug. Die Schlacht am Harzhorn, Darmstadt 2013.
- MARCUS FABIAN QUINTILIAN, Institutio Oratoria Buch 10,1,31. [www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=Perseus:abo:phi,1002,00110:1:31](http://www.perseus.tufts.edu/hopper/text?doc=Perseus:abo:phi,1002,00110:1:31), Letzter Zugriff 17.12.2020.
- LUTZ WALTHER (Hrsg.), Varus, Varus! Antike Texte zur Schlacht im Teutoburger Wald, Stuttgart 2008.
- WILHELM WINKELMANN, 700 Theorien: doch keine führt zum Schlachtfeld, Westfalenspiegel, 1983, Bd. 32, S. 41-46.
- Landesverband Lippe (Hrsg.), 2000 Jahre Varusschlacht. Mythos, Stuttgart 2009.



## Karl der Große

VON THOMAS VOGTHERR

Über der Eingangstür des Osnabrücker Rathauses steht eine übermannsgroße Skulptur Karls des Großen (747/48-814) als beherrschender Schmuck der Fassade. Ursprünglich wohl im Ensemble der »Neun Guten Helden«, wird sie heute von Porträts von mittelalterlichen und neuzeitlichen Herrschern eingerahmt, die die Stadt gefördert haben. Karl der Große – in der Mitte stehend, deutlich herausgehoben und seit der Neuanfertigung der Skulptur 1883 durch den Osnabrücker Bildhauer Heinrich Seling auch deutlich größer als die anderen Statuen – wird an dieser Stelle als der Gründer von Stadt und Bistum geehrt. Ihm gilt in der Bischofsstadt die Verehrung auch der Bischofskirche, deren Begründer er gewesen sein soll, und des benachbarten Gymnasiums Carolinum, das sich auf einen Gründungsakt des Kaisers zurückführt.

Wie anders das Bild in Verden: Der Sachsenhain – unweit der Stadt gelegen – erinnert an die angeblich massenhafte Ermordung von 4.500

*Abb. 1:  
Statue Karls des  
Großen am Osnabrü-  
cker Rathaus (Hein-  
rich Seling, 1883). Die  
Statue ist eine  
Umsetzung des  
berühmten Gemäldes  
Karls des Großen von  
Albrecht Dürer 1512.*

sächsischen Anführern im Verlaufe von Karls des Großen Sachsenkriegen im Jahre 782 (→ *Sachsenhain*). Auf Betreiben von Alfred Rosenberg wurde diese Gedenkstätte 1936 vollendet. Erinnern sollte sie an den heldenhaften Widerstand Sachsens gegen die gewaltsame Eroberung und Missionierung durch denselben Karl den Großen, der in Osnabrück so sehr verehrt wird. In Verden ist Widukind, der Anführer der Sachsen gegen die Franken, die heldenhafte und verehrungswürdige historische Figur. Der Einfall *Karls des Franken* in Deutschland, besonders in Sachsen, sei dagegen *eine furchtbare Niederlage für das deutsche Volk* gewesen, so ließ sich Rosenberg 1935 im Sachsenhain vernehmen.

1936 war das alles bereits wieder Ideologiegeschichte: Hitlers Kehrtwende in der Bewertung Karls des Großen machte aus dem Sachsenhain, kaum dass er fertiggestellt war, ein gegenstandsloses Objekt, und der Franke Karl avancierte ideologisch zum Einiger Europas unter deutscher Führung. Dass 1944 eine Division der Waffen-SS für französische Freiwillige auf den Namen »Charlemagne« getauft wurde, zeigt, wie weit der Wandel ging.

Eine nochmals andere Erinnerung verbindet Ostfriesland mit Karl dem Großen. Die legendäre Friesische Freiheit wird – ganz im Sinne der nationalen Romantik des 19. Jahrhunderts – als Grundlage friesischer Eigenständigkeit und friesischen Selbstbewusstseins betrachtet und auf Karl den Großen zurückgeführt (→ *Friesische Freiheit*). Gott und Kaiser hatten diese Freiheiten gegeben und schützten sie. Im Friesischen Recht wurde die Freiheit konkret: Reiche und Arme standen gleichberechtigt nebeneinander, geeint in dem Bewusstsein, alle Fremdherrschaft von außen zu bekämpfen und stattdessen – auf der Basis kaiserlicher Verleihung – ihr Leben selbst zu gestalten. *Rex Carolus Frisones liberos facit*, so heißt es deswegen auf dem großen Siegel der Friesen in Franeker: König Karl macht die Friesen zu Freien.

Drei niedersächsische Beispiele für Karl den Großen und das, was ihm zugeschrieben wird: der Gründer von Stadt und Bistum, der Sachsenschlächter oder der Ursprung und Garant Friesischer Freiheiten? Widersprüchlicher ist die Erinnerung an einen einzigen Herrscher kaum denkbar. Miteinander vereinbar sind die Wertungen nicht, sie schließen sich geradezu gegenseitig aus: Der gewissenlose Abschlächter der sächsischen Eliten kann nicht Garant für Freiheiten sein, der gewaltsam vorgehende Missionar kaum als friedlicher Gründer von Städten und Bistümern in Anspruch genommen werden. Schillers Aussage im Wallenstein-Drama könnte auf Karl den Großen gemünzt gewesen sein: *Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, / Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte*.

Auch ein näherer Blick auf weitere Beispiele des Karls-Gedenkens in Niedersachsen vermag kaum zu helfen, die Widersprüchlichkeiten



aufzulösen. Als der Marschendichter Hermann Allmers aus dem osterstadischen Rechtenfleth (→ *Marschenbuch*) Karl dem Großen 1899 dort ein Denkmal setzen ließ, um an den Ort des vermeintlichen Weserübergangs des Königs im Jahre 797 zu erinnern, da spielte das Blutbad von Verden 782 naturgemäß keine Rolle. Vielmehr sollte die Erinnerung an die Sachsenkriege des Herrschers vorwiegend, wenn nicht allein, die Erinnerung an Karl als Christen, als Missionar, als Kulturbringer sein. Längst schon passte Karl der Große hinreichend nahtlos in eine Vorgeschichte des 1871 gegründeten Deutschen Kaiserreiches hinein, dessen Urvater er mit der Gründung des (ersten) Kaiserreiches 800 geworden war.

Wieder anders tritt Karl der Große im Lüneburger Rathaus in Erscheinung. Wie in Osnabrück steht seine Statue auch in Lüneburg an der Fassade des Baues. Neben ihm einige Verkörperungen der Tugenden, wichtiger aber sind seine historischen Nachbarfiguren: der (ost-)römische Kaiser Justinian, dessen *Codex Justinianus* das Römische Recht gültig zusammenfasste, und Kaiser Karl V., dessen *Carolina* von 1532 als erstes deutsches Strafgesetzbuch gilt. Dazwischen also Karl der Große als Gesetzgeber, der die – wie man lange sagte – »deutschen« Volksrechte aufzeichnen ließ.

Abb. 2:  
Mosaik mit Bildnis-  
darstellung Karls des  
Großen auf dem  
Denkmal in Rechten-  
fleth 1899 (Geb Brüder  
Küsthardt, Hildes-  
heim; angefertigt  
durch Villeroy &  
Boch, Mettlach).

Karl der Große – »ein« niedersächsischer Erinnerungsort? Das Besondere an der Art, in der man sich Karls des Großen erinnert, ist eher die Vielgestaltigkeit dieser Erinnerung. Je nachdem, welchem Bereich die Erinnerung gilt, fällt das Urteil unterschiedlich aus. Es gibt in der kollektiven Erinnerung nicht nur Niedersachsens, sondern Deutschlands und Europas insgesamt gewissermaßen mehrere Personen dieses Namens: den Missionar und Christen, den Machtpolitiker und den Gesetzgeber, um nur diese drei Aspekte zu nennen.

Die meisten Bistümer Niedersachsens führten im Mittelalter und bis heute ihre Gründung auf Karl den Großen und dessen missionarisches Wirken zurück. Die mehr als 30 Jahre dauernden Sachsenkriege des Königs von 772 bis 804, im Verlaufe derer in Münster, Osnabrück, Bremen, Verden, Minden und Hildesheim diese Bistümer entstanden, brachten in einer sehr typischen Verbindung von Mission und Eroberungskrieg eine neue Religion in den deutschen Norden. Die Erinnerung an Karl den Großen, ja an sein vermeintlich persönliches Eingreifen in diese Vorgänge, bestimmt bis heute den Blick auf jene Jahrzehnte. Wenn das Osnabrücker Rathaus Karl den Großen zeigt, wenn auf dem Schulhof des Gymnasiums Carolinum eine martialisch wirkende Statue Karls als Krieger steht, wenn er in Verden Patron eines Domaltars wurde, wenn in Verden und Bremen – um nur zwei Beispiele zu nennen – Urkunden gefälscht wurden, um Karls des Großen persönliches Eintreten für die Gründung dieser Bistümer auch schriftlich nachweisen zu können, dann sind das alles Zeugnisse für den ungemein hohen Stellenwert, der diesem Kaiser für die Frühgeschichte des Christentums in Niedersachsen zukommt.

Aber die Sachsenkriege waren eben auch ein Schauplatz nahezu ungebremster Machtpolitik Karls des Großen. »Gewalt und Glaube«, so der Untertitel einer Biographie des Herrschers von Johannes Fried, waren nicht voneinander zu trennen. Deswegen war und ist die Erinnerung an Karl den Großen eben auch vom Blutbad von Verden geprägt und damit eine der wohl beispiellosesten Gewalttaten eines hochmittelalterlichen Herrschers überhaupt. Die Niedersachsen konnten das an prominenter Stelle lesen: bei Hermann Löns in seiner Erzählung »Die rote Beeke« (erschieden 1906). Karl der Große tritt fett und sichtbar durch den italienischen Süden verweichlicht in Verden auf, verfügt die Hinrichtung von 4.500 *Gerechten, die ihre Häulse lieber dem Beile beugen, denn fränkischem Recht und fremder Art*, sieht den Hinrichtungen ungerührt zu und hält den sächsischen Widerstand damit für niedergeschlagen. Aber es bleibt den Sachsen, so Löns in den letzten Worten seines hasserfüllten Texts, *das Lied, das unter jedem Strohdach gesummt wird, das Lied vom aischen [= fürchterlichen] Schlächter und von der roten Beeke*.

Nachlesen konnte das, wer historisch interessiert war, aber auch bei Erich Rosendahl, einem welfisch eingestellten Journalisten und Verfasser einer 1927 erschienenen *Geschichte Niedersachsens*: Karl der Große habe *in furchtbarer, aller Menschlichkeit hobnsprechender Weise eine bestialische Art* der Kriegführung gegen die Sachsen praktiziert und *schreckte selbst vor dem Schändlichsten nicht zurück*. Karl der Große als Gewaltherrscher: In Niedersachsen war diese Sichtweise verbreitet, vor allem, aber nicht nur in Kreisen der Heimatbewegung um und nach 1900.

Deswegen konnte man in nationalsozialistischer Zeit auch an eine weithin bekannte Bewertung Karls anknüpfen und Widukind als Repräsentanten des freiheitswilligen germanischen Sachsenstammes zum Antipoden stilisieren. Aus der Ablehnung Karls des Großen durch Alfred Rosenberg, übrigens auch durch den Reichsbauernführer Richard Walther Darré und den aus Hannover gebürtigen Reichskulturminister Bernhard Rust, und aus der Betonung der Rolle Widukinds entstand ein Sachsenmythos, der in der Errichtung von NS-Gedenkstätten an prominenten Orten sächsischer Geschichte gipfelte, etwa in Quedlinburg, der Grabstätte König Heinrichs I., oder im Umbau der Braunschweiger Stiftskirche zum Andenken an Heinrich den Löwen. Karl der Große als Erinnerungsort ging in seiner Bedeutung über Niedersachsen immer weit hinaus.

Schließlich die Erinnerung an Karl den Großen als Gesetzgeber: Das tatsächliche Wirken des Herrschers wurde schon im Mittelalter mythisch überhöht. Ihm wurden Taten zugeschrieben und Eigenschaften angedichtet, die kaum einen realen Hintergrund hatten. Dafür steht seine vielfach beschworene Bedeutung als Gesetzgeber. Die Friesische Freiheit wurde in den »Siebzehn Küren«, der zentralen Aufzeichnung friesischen Rechts aus den Jahren um 1100, auf den Kaiser zurückgeführt. Er habe, so hieß es, die Friesen zu Herren gemacht und damit dem Adel gleichgestellt. Aus der Distanz gesehen war dieser Herrscher als Gesetzgeber allmächtig und diente zur Begründung einer gesellschaftlichen Realität, die auf der rechtlichen Fiktion der Gleichheit aller aufbaute.

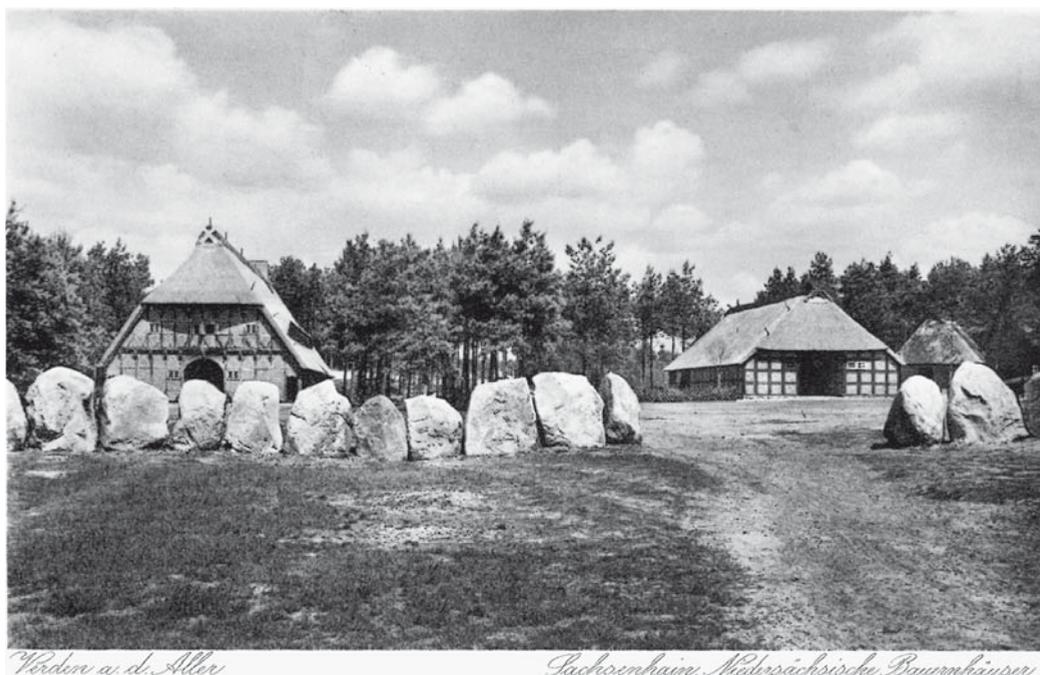
Gesetzgeber allerdings war Karl der Große auch in ganz gegenteiliger Hinsicht: Was in den Jahren der Sachsenkriege an Regelungen für die Sachsen formuliert wurde, hatte den Charakter von Besatzungsrecht, und der Kampf der Sachsen gegen die fremde Religion, gegen die Machtausübung durch die landesfremden Franken unter Karls des Großen Führung war eben auch ein Kampf gegen das Recht, das dieser Herrscher über die beherrschten Sachsen im heutigen Niedersachsen gesetzt hatte. Dennoch war in einer merkwürdig gegenläufigen Interpretation dieser Karl als Gesetzgeber gleichzeitig Garant der Ordnung des Kaiserreiches, konnte also am Lüneburger

Rathaus gleichberechtigt neben den Namensgebern juristischer Grundlagenwerke der späten Antike und des 19. Jahrhunderts stehen und sichtbar als Verkörperung des Rechts in Erscheinung treten. Sich rechtlich auf Karl den Großen zu berufen, bedeutete, eine nicht mehr überbietbare Autorität im Munde zu führen, auf die sich zu beziehen keinen Widerspruch mehr erlaubte.

Karl der Große ist weit mehr als »ein« rein niedersächsischer Erinnerungsort. Die Erinnerung an ihn erweist sich als perspektivisch unterschiedliches Konstrukt: Je nach Sichtweise muss der Herrscher für eine ganze Reihe sehr verschiedener Anschauungen herhalten, die sich im Laufe der Jahrhunderte nach dem Ende des Mittelalters auch noch vielfach verändert haben. Die besondere Lage Niedersachsens an der Grenze des Fränkischen Reichs Karls des Großen machte und macht die Erinnerung an ihn hier aber besonders vielgestaltig.

### *Literatur*

- Axel BEHNE, Hermann Allmers' Denkmal für Karl den Großen in Rechtenfleth, in: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 87 (2008), S. 53-95.
- Die Friesische Freiheit des Mittelalters – Leben und Legende, hrsg. von Hajo VAN LENGEN, Aurich 2003.
- Johannes FRIED, Karl der Große. Gewalt und Glaube – Eine Biographie, München 2014.
- Max KERNER, Karl der Große. Entschleierung eines Mythos, Köln 2001 (immer noch grundlegender, allgemeiner Überblick).
- Sabine KUHLMANN, Der Streit um Karl den Großen, Widukind und den ›Tag von Verden‹ in der NS-Zeit, Stade 2010.
- Thomas SCHARFF, Verden 782 – Krieg, Gewalt und das Bild Karls des Großen in der Historiografie, in: Christine VAN DEN HEUVEL u.a. (Hrsg.), Perspektiven der Landesgeschichte. Festschrift für Thomas Vogtherr, Göttingen 2020, S. 21-46.



## Der Sachsenhain

VON JUSTUS H. ULBRICHT

Wer in Verden-Dauelsen den *Evangelischen Jugendhof Sachsenhain*, eine Bildungseinrichtung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannover, besucht oder für pädagogische Aktivitäten nutzt, stößt auf einen ungewöhnlichen Denkmalskomplex, der den Eindruck eines Naturdenkmals vermittelt. Etwa 4.500 Findlinge (und einige Felsbrocken aus Steinbrüchen als Lückenbüßer) säumen einen zwei Kilometer langen Rundweg. Unter ihnen befinden sich auch einige Runen- und Opfersteine, die wohl aus dafür geplünderten Megalith-Gräbern der Region stammen. Zwei höher gelegene, steinumkränzte Aussichtskanzeln laden zum Blick in die Auenwiesen der Aller und des Halse-Baches ein.

Je nach Wetterlage ist dieser »Hain« ein idyllischer Ort, jedoch einer mit problematischer Vergangenheit, denn der »Sachsenhain« ist kein authentischer Ort der sächsischen Vorgeschichte oder ein frühmittelalterlicher Kult- und Versammlungsplatz. Vielmehr verdankt er seine Existenz dem Versuch einiger einflussreicher Nationalsozialis-

*Abb. 1:  
Blick auf das »Haupt-  
haus« der Anlage  
(links), rechts das  
»Platzwarthaus«,  
Postkarte 1930er  
Jahre.*

ten, die deutsche »Stammes- und Volksgeschichte« propagandistisch umzudeuten, ideologisch aufzuladen und zur Legitimation ihres Regimes zu nutzen. Dieses Denkmalensemble ist damit ein gutes Beispiel einer »Erfindung von Tradition« in völkisch-nationalsozialistischer Absicht. Mit der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten im Januar 1933 glaubten sich zwei Fraktionen der sozial wie ideologisch diffusen völkischen Bewegung am Ziel: diejenigen, die von einem Deutschen Reich der Stämme träumten, und andere, die meinten, allein eine überkonfessionelle, vorchristliche Religion des Neuheidentums sei die einzig sinnvolle »Nationalreligion« aller Deutschen.

Sympathisanten beider Ideenkomplexe, die sich seit etwa 1890 in Deutschland ausgebildet hatten, saßen nicht nur in den Organisationen der niedersächsischen Heimatbewegung oder in einzelnen Bünden der bürgerlichen Jugendbewegung, sondern auch im Zentrum der politischen Macht. Heinrich Himmler, der »Reichsführer SS«, Alfred Rosenberg, der einflussreiche, wenn auch nicht übermächtige »Weltanschauungsbeauftragte« der NSDAP, und NS-Landwirtschaftsminister Richard Walter Darré waren ausgesprochene Kirchengegner und Anhänger neuheidnischer Religiosität, die ihre weltanschaulichen Vorbilder im vorchristlichen Germanentum zu erkennen glaubten. Doch war dies keine Erfindung von NS-Ideologen. Sympathien für »Neuheidnisches«, die Verehrung der »alten Sachsen« als angeblich »rassereinste« Deutsche sowie Mythen um den legendären »Sachsenherzog« Widukind finden sich bereits seit 1900 in zahlreichen Artikeln der seinerzeit viel gelesenen Heimatzeitschrift *Niedersachsen*.

Was aus unserer Perspektive sonderbar und skurril erscheinen mag, war Teil einer kulturellen Identitätsstrategie, mit der versucht wurde, Niedersachsen zum »Kernland« oder gar »Zentral-Gau« Deutschlands zu stilisieren – und damit Halt und Orientierung in einer Gesellschaft zu finden, die sich seit 1870, erst recht aber nach 1918 schnell, ungewohnt und oftmals unkalkulierbar verändert hatte. Existentielle Sicherheit aber ließ und lässt sich auch dadurch gewinnen, dass man »Fremdes« (Ideen, Lebensweisen, Menschen) als nicht zugehörig zum eigenen Kollektiv, als »Bedrohung« und »Feind« stigmatisiert.

Im Zusammenspiel regionaler und kommunaler Parteigänger der Nationalsozialisten, einzelner Exponenten der Heimatbewegung sowie der erwähnten nationalsozialistischen Führungsfiguren entstand unmittelbar nach 1933 der Plan, dem »heroischen« Widerstand der (Nieder-)Sachsen gegen den »Römling« Karl und dessen Gegenspieler Widukind eine Gedenkstätte zu errichten, die ein »Wallfahrtsort für ganz Deutschland«, mindestens aber ein Zentralheiligtum aller Neuheiden werden sollte. Als Standort war von Anfang an Verden im Gespräch, denn dort hatte Karl, der später den Beinamen »der Gro-



ße« erhalten sollte, während der »Sachsenkriege« 782 an – vermutlich – Tausenden Sachsen ein politisches Strafgericht exekutiert (→ *Karl d. Gr.*). Ob dies ausschließlich »Edelinge« und heidnische Priester waren oder eher Stammesangehörige, die den Franken als Geiseln ausgeliefert worden waren, ist in der Forschung seit Ende des 19. Jahrhunderts ebenso umstritten wie die exakte Zahl der Getöteten. Dass es ein Strafgericht gegeben hat, für das beim Frankenkönig eine Mischung machtpolitischer, militärischer und kirchenpolitischer Motive existierte, ist hingegen unbestritten.

Völkisch-religiöse Kreise verstanden das *Verdener Blutgericht* ausschließlich als religionspolitische Maßnahme, mit der der christianisierte »Franke« Karl die »artbewussten« heidnischen Sachsen gewaltsam zu einem fremden Glauben habe bekehren wollen. In der Erzählung *Die Rote Beeke* (1906) des populären Heimat- und Heidedichters Hermann Löns sind solche Vorstellungen dichterisch gestaltet. Wirkmächtig war auch Löns' vor Gewalt- und Blutphantasien strotzender Roman *Der Wehrwolf* (1910), der die Geschichte eines kantigen, niedersächsischen Bauerngeschlechts, die der »Wulf-Bauern«, erzählt: ... *zwei von den Wulfsbauern waren auch unter den Männern, die Karl an der Halsbeeke bei der großen Fähre wie Vieh*

*Abb. 2:  
Blick in den sog.  
»Kanzelweg«, Foto  
um 1934.*

*abschlachten* ließ. Diese Strafexekution, der 782 die verheerende Niederlage eines fränkischen Heeres am Süntel vorausgegangen war, trug Karl den Beinamen »der Sachsenschlächter« ein. Der Name des Baches Halse, der bei Verden in die Aller mündet, lässt sich etymologisch nicht, wie gerne gemutmaßt wurde, mit dem »Enthalsen«, also dem Enthaupten, in Verbindung bringen.

Auf dem »Niedersachsentag 1934«, der zeitgleich in Wildeshausen, Braunschweig und Verden als *Gedenktag für Widukind und Heinrich den Löwen* inszeniert wurde, gab Rosenberg den Plan zum Bau eines »Sachsenhains« offiziell bekannt. Zur gleichen Zeit erwog der völkisch orientierte, einflussreiche Verleger Julius Friedrich Lehmann aus München, an der Aller ein gigantisches Widukind-Denkmal zu errichten, das in seinen Ausmaßen dem Monument für *Hermann den Cherusker* im Teutoburger Wald durchaus gleichgekommen wäre (→ *Varusschlacht*). Lehmanns Tod und Rosenbergs Einwände aber verhinderten dieses Denkmalprojekt.

In nur einem Jahr Bauzeit entstand nun also der »Sachsenhain« in der Gemarkung Dauelsen, bei dessen Bau Rosenbergs und Himmlers Einfluss, die Kunst des Hannoveraner Gartenarchitekten Wilhelm Hübotter, das Engagement des örtlich bekannten Nationalsozialisten Ernst Precht sowie das organisatorische Talent der Baufirma Matthei kongenial zusammenwirkten. Bedenken der regionalen und örtlichen Behörden richteten sich ausschließlich gegen den zuerst favorisierten Standort des Hains, der zu tief im Überflutungsgebiet der Aller gelegen hätte. Ansonsten hoffte man in Verden, durch den Bau des Hains deutschlandweite Aufmerksamkeit zu erhalten und aus dem gesamten Reich zahlreiche zahlende Gäste zu gewinnen.

Nachdem mancherlei finanzielle und organisatorische Krisen sowie die alljährliche Frühjahrsüberschwemmung der Aller-Wiesen gemeistert waren, wurde der »Sachsenhain« am 21. Juni 1935 mit großem Pomp eingeweiht. Wie bereits während der Grundsteinlegung zur Sommersonnenwende des Vorjahres nutzten die Festredner Rosenberg und Himmler dies Ereignis nicht allein zur Selbstdarstellung ihrer Macht, sondern auch zur Proklamation radikal antikirchlicher und antichristlicher Positionen. Rosenbergs Festrede stellte Hermann den Cherusker, Herzog Widukind und Adolf Hitler in eine Reihe als »Vorkämpfer« des »Deutschtums« gegen »Rom«.

Die Geschichte jedoch war eigentlich schon weiter vorangeschritten. Inzwischen nämlich versandete die reichsweite Thing(platz)-Bewegung, deren Protagonisten von etwa 600 Festplätzen und Feierstätten geträumt hatten. Hitler selbst stilisierte sich auf dem Reichsparteitag in Nürnberg 1935 zum legitimen Nachfolger Karls des Großen. Der dortige Oberbürgermeister überreichte *dem Führer aller Deutschen* zu diesem Anlass eine Nachbildung des karolingischen *Reichsschwer-*

tes. Religionspolitisch stand das Arrangement der Nationalsozialisten mit den beiden großen christlichen Kirchen auf dem Programm. Folglich gerieten die Freunde Widukinds, die Anhänger der »Niedersachsenart« und des Neuheidentums allmählich ins Hintertreffen.

Statt nun ein »Wallfahrtsort« für ganz Deutschland zu werden, diente der »Sachsenhain« bescheidener als Versammlungsplatz örtlicher und regionaler Formationen der SA, SS, HJ und NSDAP. Verantwortlich für das Gelände war die 80. SS-Standarte aus Berlin. Ein geplantes Bauernhaus-Museum kam über das Anfangsstadium nicht hinaus. Aufgestellt wurden nur fünf andernorts abgerissene Bauernhäuser als Unterkunfts- und Unterrichtsgebäude. Das Projekt wurde aber auch während der Kriegsjahre nicht eingestellt. Noch zwischen Januar und April 1945 waren acht Häftlinge des *KZ Außenlagers Verden* (ein Außenlager des KZ Neuengamme) mit dem weiteren Ausbau der *SS-Schulungsstätte Sachsenhain* beschäftigt.

Schließlich ließ das desaströse Ende des »totalen Kriegs« im Hain an der Aller Ruhe einkehren. Erst Vertriebene der letzten Kriegsmomente belebten unfreiwillig diesen Ort, bis neue Unterkünfte in Verden bezugsfertig waren.

Mit der realen wie symbolischen Besetzung des »Sachsenhains« durch den Jugendhof der Evangelischen Landeskirche Hannover im Jahr 1950 sollte ein neuer, christlicher Geist in den Ort einziehen. Fraglich blieb damals manchen Beobachtern, ob dies eine gelungene Art der Vergangenheitsbewältigung gewesen ist. Eine pragmatische Nachnutzung nationalsozialistischer Bauobjekte war allerdings in den 1950er Jahren gang und gäbe – nicht nur in Westdeutschland. Seit dem 50-jährigen Jubiläum des Jugendhofes 2000 erzählen einige Hinweistafeln im Gelände den Besuchern die Geschichte des »Sachsenhains«. Dieser wurde seit den 1990er Jahren immer mal wieder von völkischen und rechtsradikalen Gruppen als Erinnerungs- oder gar »Wallfahrtsort« geschätzt und auch genutzt. Diese Form der provokativen »Nachnutzung« eines völkischen NS-Denkmalprojekts durch neonazistische Gruppierungen ist unterdessen jedoch zurückgegangen.

### *Anmerkungen*

1 Hermann Löns, *Der Wehrwolf. Eine Bauernchronik*, Jena 1910, S. 3.

### *Literatur*

Karl BANGARD, *Geahnte Ahnen. »Germanische« Erinnerungsorte*, in: Martin LANGEBACH/Michael STURM (Hrsg.), *Erinnerungsorte der extremen Rechten*, Wiesbaden 2015, S. 61-77.

- Stefanie VON SCHNURBEIN/Justus H. ULBRICHT (Hrsg.), *Völkische Religion und Krisen der Moderne. Entwürfe »arteigener« Glaubenssysteme seit der Jahrhundertwende*, Würzburg 2001.
- Rainer STOMMER, *Die inszenierte Volksgemeinschaft. Die »Thing-Bewegung« im Dritten Reich*, Marburg 1985.
- Justus H. ULBRICHT, »Heil Dir, Wittekinds Stamm«. Verden, der »Sachsenhain« und die Geschichte völkischer Religiosität in Deutschland, in: *Heimatkalender für den Landkreis Verden* 1995, Verden 1994, S. 69-123, und *Heimatkalender* 1996, Verden 1995, S. 224-267.



schriftlichen (Rechtstexte, Stadtrechte, Urkunden, Verwaltungsschriftgut) Sprachverkehr, wurde im 14. und 15. Jahrhundert als Hansesprache für den grenzüberschreitenden Handel unentbehrlich, entwickelte sich zu einer Verkehrssprache in ganz Nordeuropa. Mit dem Niedergang der Hanse büßte sie diese Funktionen weitgehend ein, doch blieb, wie zahlreiche Entlehnungen in die skandinavischen und in die baltischen Sprachen zeigen, der damalige Sprachkontakt für das kulturelle Gedächtnis bis heute relevant.

Seit dem frühen 16. Jahrhundert erfolgte ein Schreibsprachenwechsel: Regional und nach Textsorten zeitlich abgestuft, gingen die fürstlichen und die städtischen Kanzleien sowie der Buchdruck zum Hochdeutschen über, jener Sprachvarietät, die durch die Verlagerung des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Schwergewichtes in den Süden des Reiches zur prestigeträchtigeren geworden war. Den mündlichen Sprachverkehr dominierte weiterhin das Niederdeutsche, das selbst welfische Barockfürsten gelegentlich gebrauchten: Mit *Du saßt nu myn leeve Soen sien* soll, so Georg Schnath, der Wolfenbütteler Herzog Heinrich der Jüngere 1564 seinen eben geborenen Enkel Heinrich Julius begrüßt haben. Letzterer, Fürst und Dichter, stellte in manchen seiner Theaterstücke plattdeutsch sprechende Figuren auf die Bühne.

Im Gefolge der Aufklärung wurde im 19. Jahrhundert die Rückständigkeit der ländlichen Bevölkerung gern mit dem Plattdeutschen als angeblicher Bauernsprache erklärt, weshalb Kirche und Schule es heftig bekämpften – ganz im Sinne des Jungdeutschen Ludolf Wienbarg, der für die Ausrottung dieser Sprache plädierte. Dass ihr Ansehen dennoch wieder wuchs, verdankte sich vor allem dem Einsatz des Holsteiners Klaus Groth, Verfasser u.a. des *Quickborn*, und des Mecklenburgers Fritz Reuter, Verfasser u.a. von *Ut mine Stromtid*. Reuters *Läuschen un Riemels* (1853) wurden zum Vorbild für eine Fülle von Gedichten und Schwänken, in denen norddeutsche Autoren sich ihrer plattdeutschen Heimatmundart bedienten – einer nordniederdeutschen, einer west- oder einer ostfälischen Variante mit je spezifischer Ausprägung in phonologischer, morphologischer und lexikalischer Hinsicht, mitunter auch einer hochdeutsch durchsetzten Mischsprache. Dabei hatte der niederdeutsche Humor Vorrang, so dass Platt fortan als Medium vornehmlich für Döneken galt. Diese Zuschreibung förderte seine häufig negativ konnotierte Wahrnehmung. Gleichwohl war es gerade jene Textsorte, die mit ihrem Lokalbezug und ihren Nutzungsmöglichkeiten bei Familien- oder Dorffesten sowie auf Laienspielbühnen zur Identifikation mit Heimat und Heimatsprache beitrug.

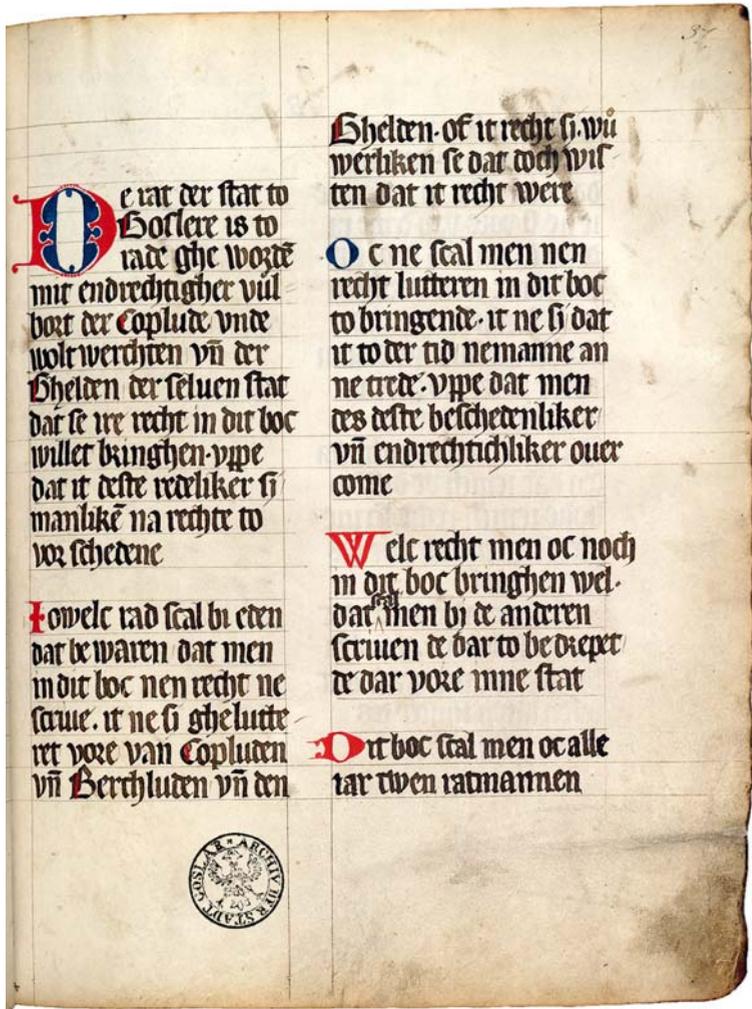
Heute ist die Verwendung des Niederdeutschen durch einen Rückzug auf den kommunikativen Nahbereich gekennzeichnet, verbunden

mit einem deutlichen Nord-Süd-Gefälle im Gebrauch des lokalen Basisdialektes. Bedrängt wird dieser durch die lokale hochdeutsche Umgangssprache sowie die von Funk und Fernsehen begünstigte Herausbildung größerräumiger regionaler Dialekte. Das Plattdeutsche auszubauen und ihm, gestützt auf die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen (1. Januar 1999), neue Domänen zu erschließen, ist das gemeinsame Anliegen von Institutionen und Vereinigungen wie dem Institut für niederdeutsche Sprache, dem Länderzentrum für Niederdeutsch, dem Niedersächsischen Heimatbund, der Ostfriesischen und Oldenburgischen Landschaft oder dem Ostfälischen Institut. Auch *Plattdüütsch in de Kark*, eine Initiative der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannover, und die nach wie vor recht lebendige, durch manch angesehenen Literaturpreis gestärkte literarische Szene tragen dazu nach Kräften bei. An mehreren norddeutschen Universitäten und Hochschulen wird das Plattdeutsche wissenschaftlich erforscht, insbesondere durch Mitglieder des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Den Makel einer minderwertigen Sprache hat es inzwischen abgelegt. Insbesondere im Nordwesten besteht eine Zweisprachigkeit, bei der ihm ein sprachlicher Mehrwert zuerkannt und sein identitätsstiftender Beitrag als hoch eingeschätzt wird.

Den Hauptunterschied zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch markiert die sog. zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung der Konsonanten k, p und t: *maken, ik; Perd, lopen, Slaap; Tuun, stöten, laten, Hart, dü*t gegenüber hochdeutsch *machen, ich; Pferd, laufen, Schlaf; Zaun, stoßen, lassen, Herz, dies*. Im Vokalismus unterblieb die frühneuhochdeutsche Diphthongierung der alten hohen Langvokale i, ü, u zu ai, oi, au: nordniederdeutsch *Ies, piepen; schümen, Düvel; Huus, buen* (vgl. *bwen* in Abb. 2) gegenüber *Eis, pfeifen; schäumen, Teufel; Haus, bauen*.

Niederdeutsch war zu keiner Zeit nur die Sprache des Landmannes, sondern immer auch die des Stadtbürgers. In den Städten aber büßte es seine lokalen Spezifika rasch ein. Das Ergebnis dieses Prozesses führte für Hannover zu der Außenwahrnehmung, dort werde das Hochdeutsche am reinsten und am korrektesten gesprochen – ein über 200 Jahre alter Mythos. Das Stadthannöversche ist eine Variante der hochdeutschen Umgangssprache auf plattdeutschem Substrat, welches sich vorwiegend im Wortschatz erhalten hat: *Düz Kopf, kretten necken, miestern leicht regnen, Patt Pfad oder teuben warten*. Sie enthält überdies manches Wort französischen Ursprungs: *Bredullje* ausweglose Lage, *Madame, merßi, malkontant* unzufrieden, *Piesang* Bauer. Ihre Charakteristika hat Theodor Lessing in seinem Bestseller *Jöö* von 1919 literarisch persifliert, in dem er (so 1924) *Humoristische, hannoversche Sitten- und Sprachstudien* betrieb.

Abb. 2:  
Goslarer Ratskodex,  
Vorrede  
(Stadtrecht 14. Jh.).



Als eines der Hauptmerkmale des Stadthannöverschen gilt Fremden bis heute das lange a, das über ai auf niederdeutsches langes i zurückgeht. Dieses wurde im Zuge der frühneuhochdeutschen Diphthongierung zunächst als langes a mit leichtem i-Nachklapp artikuliert – relikthaft bei Lessing (1924) *glaaich* oder *kraaischen*, bei Ludewig *Laaib*, *Laaiche* oder *Paain*, bevor es rasch zu dem langen a etwa in *maane*, *Schaabe* oder *Zaat* wurde. Die gleiche Entwicklung durchliefen Wörter mit anderer etymologischer Herkunft des ai, bei Ludewig etwa *Aai*, *aaigen*, *Flaaisch*, *Staaïn* oder *Taaïl*; die Endstufe war erreicht z. B. in *baade*, *Staan*, (*ich*) *waaf*, *zwaaf* zwei.

Unter dem Andrang der neuen Wörter mit langem a wich das im Lautinventar bereits vorhandene lange a auf langes offenes ö aus, das zweite Hauptmerkmal des Stadthannöverschen. Da dieser Laut dem

Standarddeutschen fehlt, hält es für ihn auch keine eigene Schreibung vor. Lessing notierte es als *öö*. In *ööbends*, *lütje Lööge* oder *Wöögen* ist es noch heute zu hören (und in der Sprachneckerei *Junge, sprich aan kläöres öö!* – *Jäö Vööter*, *jöö* prägnant erfasst); die *Ströößenböörn* zwischen Hannover und Hildesheim hielt u.a. in *Hasede* (Heisede) und, nur 8 km weiter, in *Höösedde* (Hasede). Beide Lautphänomene lassen sich nicht aus dem niederdeutschen Substrat erklären. Zwar ist das lange *a* aus hochdeutsch *ai* spontan nur noch selten zu hören, doch gilt es nach wie vor als besonders charakteristisch für das Stadthannöversche – und wird gern in parodistischer Absicht genutzt.

Im ostfälischen Umfeld der Großstädte hat sich trotz stadtsprachlicher Einflüsse die Mundart besser behaupten können. In den Dörfern ist noch Plattdeutsch zu hören – ein unverkennbar anderes als das etwa der nördlich angrenzenden Regionen: Es hat für ›Seife‹ und ›Leute‹ *Sepe* und *Luie* gegenüber nördlichem *Seep* und *Lü*, für ›ich habe‹ *ek hebbe* gegenüber *ik heff*, für ›sie fliegen‹ *sei fleiget* gegenüber *se fleegt*. Diese ostfälischen Merkmale (und weitere) waren Ende des 19. Jahrhunderts im hannoverschen Platt sehr wohl noch die Regel. Das belegt die 1879/1880 erfolgte Übertragung der 40 auf dialektale Spezifika abhebenden hochdeutschen Sätze des Marburger Dialektologen Georg Wenker in die jeweilige Mundart von mehr als 40.700 Schulorten des Deutschen Reiches, die die Datengrundlage für den *Deutschen Sprachatlas* bildet. Jene phonetische Eigenheit hingegen, die immer wieder angeführt wird, wenn es gilt, das Stadthannöversche zu charakterisieren, das berühmt-berüchtigte ›spitze‹ *s* vor *p* oder *t*, für das Lessing *ß* oder *ss* schrieb – *ßpatteln* strampeln, *Sspäöß*, *Sstaantor* Steintor, *Sströöße* – kommt auch anderweitig vor.

Es sind mithin Aussprachephänomene sowie der niederdeutsch grundierte Wortschatz, die dem hochdeutschen Stadthannöversch seinen besonderen Platz auch in der niederdeutschen Sprachlandschaft sichern, sodass es als unverwechselbar erinnert wird – als ein Erinnerungsort, der sich heute dem schmunzelnden Leser insbesondere durch die satirische Überzeichnung Theodor Lessings öffnet. Unter literarischen Aspekten sind es vor allem die nordniedersächsischen plattdeutschen Varietäten, derer sich Autoren wie Moritz Jahn oder Wilhelmine Siefkes, Heinrich Schmidt-Barrien oder Johann D. Bellmann bedient haben, die als identitätsstiftende Orte des kollektiven Gedächtnisses zu gelten haben.

### *Literatur*

Herbert BLUME, Gesprochenes Hochdeutsch in Braunschweig und Hannover, in: Braunschweigische Heimat 73 (1987), S. 21-32.

- Rüdiger KRÖGER, Sprache und Literatur in Hannover in der Reformationszeit, in: Niederdeutsches Jahrbuch 141 (2018), S. 41-74.
- Theodor LESSING, »Jäö«. Humoristische, hannoversche Sitten- und Sprachstudien, Bad Pyrmont/Hannover 1924 (Erstauflage 1919 unter dem Pseudonym Théodore Le Singe).
- Georg LUDEWIG, Stadt-Hannoversches Wörterbuch. Bearb. und hrsg. von D. STELLMACHER, Neumünster 1987.
- Georg SCHNATH, Plattdeutsch im Munde welfischer Barockfürsten, in: Wolfgang KRAMER u. a. (Hrsg.), Gedenkschrift für Heinrich Wesche, Neumünster 1979, S. 279-285, Zitat S. 281.
- Dieter STELLMACHER, Niederdeutsch. Formen und Forschungen, Tübingen 1981.



## Der Rammelsberg

VON JOHANNES GROSSEWINKELMANN UND  
KARL H. SCHNEIDER

Zu den herausragenden Erinnerungsorten der niedersächsischen Montanindustrie gehört die imposante Bergwerksanlage des Erzbergwerks Rammelsberg bei Goslar. Sie ist einerseits eine schon von weitem sichtbare Wegmarke, andererseits verweist sie auf eine über 3000-jährige Geschichte weitgehend ununterbrochenen Bergbaus. Das ist weltweit einmalig. Der größte Teil der in den 1980er Jahren unter Denkmalschutz gestellten Gebäude der Tagesanlagen des Erzbergwerks sind zwischen 1935 und 1942 in einem landschaftsgebundenen Architekturstil der NS-Zeit gebaut worden. Sie prägen das Gesicht des Bergwerks für die Touristen, aber auch für die Menschen, die in der Region leben. In der regionalen Erinnerungskultur wird dieses »Gesicht« der Bergwerksanlage häufig nicht mit der NS-Zeit in Verbindung gebracht, sondern mit der mittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Geschichte des Bergbaus am Rammelsberg. Obwohl offensichtlich ist, dass die Architektur der Anlage dem 20. Jahrhun-

*Abb. 1:  
Luftbild der Kraftzentrale und Erzaufbereitungsanlage des Weltkulturerbes Erzbergwerk Rammelsberg.*

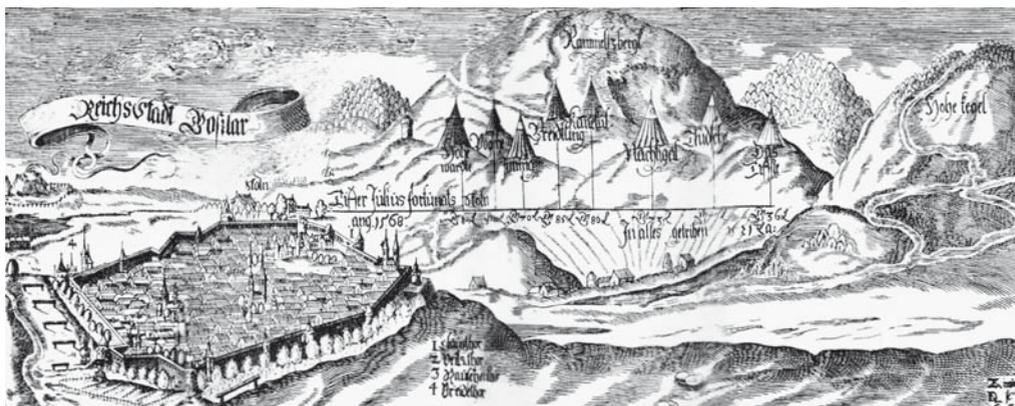
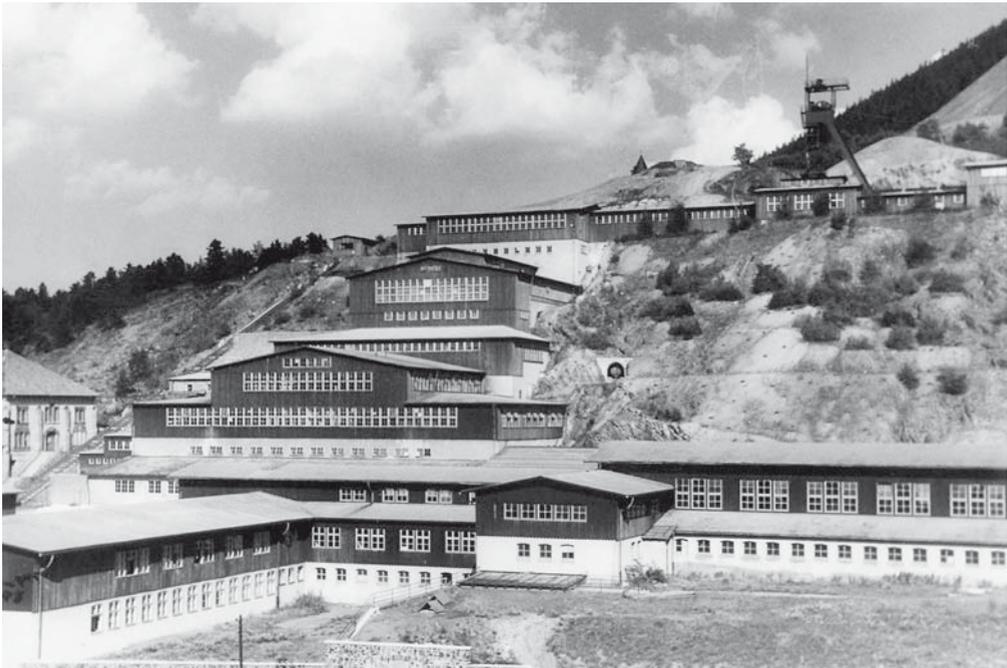


Abb. 2:  
Bergbaugbiet  
Rammelsberg nach  
einem Stich von  
Zacharias Koch, 1606.

dert entsprungen sein muss, werden weiter zurückliegende historische Ereignisse des Erzbergwerks benutzt, um diese auf das »Gesicht« der Anlage zu projizieren. So war zunächst auch der museale Umgang mit der Industrieanlage geprägt. Erst mit der Etablierung einer kulturhistorischen Dauerausstellung zu Anfang des 21. Jahrhunderts wurde der Erinnerungszeitraum für diesen Ort bis in die jüngere Vergangenheit einschließlich der NS-Zeit erweitert.

Aber so einfach lässt sich eine Erinnerungskultur nicht modifizieren. Die traditionellen Prämissen dominieren in vielen Bereichen des regionalen gesellschaftlichen Lebens weiterhin die Erinnerung an den Rammelsberger Bergbau. Die schulische und außerschulische historische Bildung trägt einen Großteil dazu bei, dass die alten Erinnerungsbilder immer wieder neu aufgelegt werden. Um zu verstehen, wie sich das traditionelle Erinnerungsbild zusammensetzt, müssen einige wichtige Ereignisse aus der Geschichte des Erzbergwerks Rammelsberg, die Teil dieses Erinnerungsbildes sind, vorgestellt werden.

Die Geschichte des Bergbaus am Rammelsberg beginnt lange vor dem Jahr 968, als die ersten schriftlichen Quellen über bergbauliche Aktivitäten hier südlich von Goslar verfasst wurden. Tatsächlich wurde nach archäologischen Forschungen seit der Bronzezeit am Rammelsberg Bergbau betrieben. In seiner langen Geschichte war der Bergbau in diesem Gebiet mehrfach bedroht. Im späten Mittelalter kam der Abbau zeitweise vollständig zum Erliegen; bis Mitte des 19. Jahrhunderts war das alte Lager weitgehend abgebaut. Eher durch Zufall gelang 1859 die Entdeckung eines neuen Lagers. In den späten 1920er Jahren waren infolge der Weltwirtschaftskrise die Preise für Erze so stark gefallen, dass der Abbau unrentabel wurde. 1932 stand das Erzbergwerk kurz vor der Schließung, die allerdings erst 1988 erfolgte. Galt der Rammelsberger Bergbau bis ins Mittelalter hauptsächlich dem Kupfer, so stand später das Silber im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Interesses. Goslar wurde ab 1000 n. Chr. eine der



größten Münzprägestätten des Deutschen Reiches. Zahlreiche Gebäude in der Stadt künden von dieser Blütezeit. Ab der frühen Neuzeit wurden die Blei- und im 20. Jahrhundert die Zinkerze aufbereitet und verhüttet. Die geförderten Mengen sind astronomisch: zwischen 27 und 30 Millionen Tonnen Erz. Zusammen mit der extrem langen Betriebsdauer macht diese Fördermenge das Erzbergwerk Rammelsberg weltweit einmalig.

Für seine Betreiber war der Bergbau sehr einträglich. Ohne die hohen Einkünfte aus der Erzförderung wäre die prächtige mittelalterliche Stadt Goslar mit der Kaiserpfalz nicht denkbar gewesen. Zunächst unterstand der Bergbau dem König. Im 13. Jahrhundert gelangten die Gruben in die Hände der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, die die Bergrechte an die Stadt Goslar verpfändeten. Goslar und einige vor Ort ansässige Kaufleute setzten am Ende des Mittelalters viel Geld und Energie ein, um die technischen Probleme der Wasserhaltung zu lösen, die im 14. Jahrhundert zur Stilllegung des Bergwerks am Rammelsberg geführt hatten. Nachdem die Wasserhaltung gelöst war und der Bergbau ertragreicher wurde, setzten die Herzöge ihre alten Eigentumsrechte wieder gegenüber der Stadt durch. Was für die Stadt Goslar ein schmerzlicher Einschnitt war, geriet für den Bergbau am Rammelsberg zum Vorteil. Die Herzöge erließen strenge Regeln für die Förderung (Bergrecht), und sie waren technischen Innovationen gegenüber aufgeschlossen.

*Abb. 3:  
Ansicht der zwischen  
1935 und 1942 neu  
gebauten Tagesanlagen  
des Erzbergwerks  
Rammelsberg, 1938.*

In der frühen Neuzeit prägten die kegelförmigen Gaipelgebäude das Erscheinungsbild des Bergbaus. Sie standen über den Schächten und dienten der Förderung des Erzes. Die Schächte waren oberhalb der heutigen Tagesanlagen des Bergwerks am Rammelsberg, etwa auf der Höhe des noch bestehenden Maltermeisterturms, angesetzt. Eine wichtige Epoche ist mit der Arbeit des Bergbeamten Johann Christoph Roeder in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbunden. Roeder entwickelte von 1768 bis 1810 ein Stollensystem, in dem mit Hilfe von Wasserkraft Erze gefördert und die Gruben entwässert wurden. Die Wasserräder im Roeder-Stollen blieben bis Anfang des 20. Jahrhunderts in Betrieb. Heute ist dieses System für Besucher zugänglich. Es ist eine der Einrichtungen, die die Ernennung des Erzbergwerkes Rammelsberg zum Weltkulturerbe begründet haben. Zudem legte Roeder die Tagesförderstrecke an, durch die dann auf dem heutigen Niveau des Werksgeländes die Roherze aus dem Berg befördert werden konnten. Mit dem Bau der Tagesförderstrecke wurden zunehmend Betriebsgebäude wie das bis Anfang des 20. Jahrhunderts prägende sogenannte Vorhaus auf dem Gelände angelegt, wo heute die Werkstraße verläuft und die Werkstätten, die Kraftzentrale und die Aufbereitung sich befinden. Wichtige Impulse für technische Innovationen gingen ab 1859 von der Entdeckung eines neuen Erzlagers aus. 1874 wurde die erste Dampfmaschine in Betrieb genommen. Das bis ins 19. Jahrhundert praktizierte »Feuersetzen« zum Brechen des harten Gesteins wurde ab 1875 durch den Einsatz von Bohrhämmern und Sprengstoff abgelöst.

Im 19. und frühen 20. Jahrhundert war der bedeutendste Schacht des Bergwerks der Kanekuhler Schacht, der etwas südlich vom Maltermeisterturm stand und in dem auch die erste Dampfmaschine betrieben wurde. Im Kaiserreich kamen im Bereich der heutigen Anlagen neue Gebäude wie die Kraftzentrale (heute der älteste Bau auf dem Werksgelände), Bauwerke einer Sieb- und Klaubeanlage, Werkstätten und das Inspektionsgebäude an der Zufahrtstraße zum Bergwerk (heute ein Restaurant) hinzu.

Mit der Gründung der PREUSSAG 1923 wurden die Unterharzer Berg- und Hüttenwerke als GmbH für die Führung des Erzbergwerkes Rammelsberg verantwortlich. Die PREUSSAG blieb bis zur Stilllegung 1988 die Betreiberin des Bergbaus am Rammelsberg.

Statt der 1932 geplanten Stilllegung infolge der Weltwirtschaftskrise wurde das Bergwerk nach 1933 im Rahmen der nationalsozialistischen Autarkie- und Aufrüstungspolitik massiv ausgebaut und modernisiert. Dies geschah im Rahmen des sogenannten »Rammelsberg-Projekts«, welches nicht nur die Modernisierung des Rammelsbergs, sondern auch den Bau einer hochmodernen Zinkhütte in Harlingerode beinhaltete. Innerhalb kurzer Zeit wurden ca. 30 Millionen Reichsmark in das

»Rammelsberg-Projekt« und in die Modernisierung der Förderung und Verhüttung der Rammelsberger Erze investiert. Neue Verwaltungs-, Magazin- und Werkstattgebäude, das in den Hang gebaute Bauwerk der Aufbereitungsanlage und die Abteufung des Rammelsbergschachtes veränderten in einem Zeitraum von knapp vier Jahren die Situation der Tagesanlagen und der Bergwerksorganisation grundlegend. Im Krieg wurden dann über 300 Kriegsgefangene und sogenannte »Ostarbeiter« zwangsweise und unter menschenverachtenden Bedingungen am Berg eingesetzt.

Die Architekten für diese letzte bedeutende Ausbauphase des Rammelsberger Erzbergwerks im 20. Jahrhundert waren Fritz Schupp und Martin Kremmer, die vor allem im Ruhrgebiet große Industrieanlagen geplant und gebaut haben, u. a. die ebenfalls zum Weltkulturerbe gehörende Zeche Zollverein in Essen. Das sich auf Terrassen bergauf erstreckende Gebäude der Aufbereitungsanlage gilt als eine Meisterleistung des landschaftsgebundenen Bauens und nicht als eine typische Gestaltung der NS-Zeit. Übersehen werden bei dieser Bewertung aber die übrigen Gebäude dieser Zeit, die viele gestalterische Elemente (etwa die teilweise Verblendung mit Naturstein) aufweisen, die an anderen repräsentativen NS-Gebäuden verwendet wurden. Das Erzbergwerk Rammelsberg wurde im Zweiten Weltkrieg als kriegswichtig eingestuft, blieb aber von Zerstörungen durch Fliegerangriffe verschont und auch nach 1945 kam es nicht zur Demontage durch die Alliierten.

Nach 1945 hat es bei den Tagesanlagen des Erzbergwerks nur noch wenige Veränderungen gegeben. Koreakrieg und Wiederaufbau ließen die Fördermengen bis auf fast 1000 Tonnen tägliche Förderleistung ansteigen. Unter Tage veränderten sich die Förderverfahren zu einem immer großräumigeren Abbau des Erzes, weil das »Neue Lager« in den unteren Bereichen wesentlich mächtiger wurde. Der Einsatz dieselbetriebener Schaufellader und Bohrfahrzeuge ab 1970 bildete das Ende umfangreicher Modernisierungsmaßnahmen. Neue Bewetterungsanlagen (Lüftungsanlagen) sorgten bei zunehmender Abgasbelastung durch die Dieselfahrzeuge für ausreichend Frischluft in dem fast 500 Meter tiefen Grubengebäude. Die technische und organisatorische Modernisierung im Grubenbetrieb ab Mitte der 1960er Jahre bis Ende der 1970er Jahre führte zu erheblichen Veränderungen in der Belegschaftsstruktur. Es wurden weniger Leute beschäftigt, wobei die Zahl der ausländischen Arbeiter anstieg. Seit Mitte der 1970er Jahre war absehbar, dass die Lagerstätte am Rammelsberg in den nächsten 15 Jahren erschöpft sein würde. Am 30. Juni 1988 wurden die letzten Förderwagen aus dem Rammelsbergschacht gezogen. Schon kurz nach der Stilllegung erfolgte die Einrichtung eines Museums und Besucherbergwerks. 1992 erhielt das ehemalige Erzberg-

werk Rammelsberg zusammen mit der Altstadt von Goslar den Weltkulturerbe-Status der UNESCO. Erstmals wurde damit eine deutsche Industrieanlage Weltkulturerbe. Seitdem entwickelte sich der Standort zu einer kulturhistorischen Einrichtung, die das Wirken des Menschen in der Region auf der Basis des Bergbaus darstellt und vermittelt.

Die kollektiven Erinnerungen der Nachkriegsgeneration an den Rammelsberger Bergbau wurden wenig von den unmittelbar erlebten Ereignissen in der Zeit nach 1933 geprägt, weil die NS-Zeit die äußere Erscheinung der Bergwerksanlage zwar verändert hat, aber der Bergwerksbetrieb ähnlich weiterlief, zum Teil sogar mit denselben Führungskräften. Die Erinnerung vieler Rammelsberger Bergleute orientierte sich deshalb an historischen Ereignissen, die sie gar nicht erlebt hatten. Zudem schöpften viele Bergleute aus der älteren Geschichte Vorstellungen und Bilder, die sie in das kollektive Gedächtnis zur Erinnerung an den Ort transformierten. Deutlich ablesbar ist diese Transformation an den materiellen Hinterlassenschaften Rammelsberger Bergleute. In vielen Nachlässen der Bergleute sind z.B. Grubenlampen, Gedinge (Werkzeug) oder Andenken vorhanden, die den Erzbergbau vor dem Ersten Weltkrieg repräsentieren.

### *Literatur*

- Christoph BARTELS, Das Erzbergwerk Rammelsberg, Goslar 1988.  
Eberhard KLÖSSEL, 1000 Jahre Bergbau im Rammelsberg, Goslar 1988.  
Reinhard ROSENECK (Hrsg.), Der Rammelsberg, Goslar 2001.  
Bernhild VÖGEL, »Wir waren fast noch Kinder«, Goslar 2003.  
Weltkulturerbe Rammelsberg – Blog, <https://blog.rammelsberg.de/>, letzter Zugriff 26. 3. 2020.



## Der Upstalsboom bei Aurich

VON PAUL WESSELS

Seit 2009 werden Reisende nach Ostfriesland mit einem Hinweisschild an den Autobahnen 28 bei Filsum und 31 bei Neeremoor auf die Besonderheit der »Friesischen Freiheit« aufmerksam gemacht – ein Hinweis auf ein historisches Alleinstellungsmerkmal der Region, der ungewöhnlich ist, weil hier nicht auf eine konkrete Sehenswürdigkeit verwiesen wird, sondern auf eine einzigartige historische Tradition, die offensichtlich für sich in Anspruch nehmen kann, ein Erinnerungsort zu sein.

Mit der »Friesischen Freiheit« wird ein historisches Phänomen bezeichnet, das sich auf den Siedlungsraum der Friesen entlang der Nordseeküste zwischen Ijsselmeer und Weser bezieht, dem zugleich eine bis in die Gegenwart wirkende identitätsstiftende Bedeutung für die ansässige Bevölkerung nachgesagt wird. Die »Friesische Freiheit« als Begriff und Idee ist seit dem späten Mittelalter im Nordwesten Deutschlands virulent. Sie ist untrennbar verbunden mit dem »Ups-

*Abb. 1:  
Kunst-Installation  
von Monika Kübling  
am Upstalsboom in  
Rahe im Rahmen  
einer Ausstellung zur  
Friesischen Freiheit  
2003.*